This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 07495150 4

Presented by
GEORGE FISCHER
to the
New York Public Library

Sämmtliche

Werke

von

Caroline Pichler,

geborenen von Greiner.

12. Bändchen.

Wien, 1828.
Gedruckt und im Verlage bey Anton Pichler.
Leipzig,
in Commission bey August Liebeskind.

Frauenwürde.

Von

Caroline Pichler,

gebornen von Greiner.

Zweyter Theil.

Wien, 1828.
Gedruckt und im Verlage bey Anton Pichler.
Leipzig,
in Commission bey August Liebeskind.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
243719
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.
1902

Der Übel Größtes ist die Schuld.

Schiller.

Erſter Brief.

Leonore von Fahrnau an ihre Schweſter.

Aus der Reſidenz den 25. Januar 1811.

Mein Brief, den ich Dir bald nach unſerer Ankunft in der Hauptſtadt ſchrieb, hat Dir meinen Eintritt in die große Welt und an den Hof gemeldet. Es hat mich hier nichts freundlich, nichts behaglich angeſprochen. Ich war fremd in dieſen Zirkeln, bin es noch, und werde es wohl auch bleiben. Nicht daß man mir nicht mit Zuvorkommung begegnete; das geſchieht, wenn es auch um meinetwillen nicht wäre, ſchon um meines Mannes, um des bedeutenden Nahmens Willen, den er ſich früher im Dienſte gemacht, um ſeines Vaters Willen, deſſen Andenken hier ſehr hoch in Ehren ſteht, endlich um ſeiner Perſönlichkeit Willen. Ihn wird man nirgends überſehen, auch wo er unbekannt wäre. Aber man ehret auch mich insbeſondere. Ein

freundlicher Ruf muß mir zuvorgegangen seyn, und, was mich sehr wundert, man weiß von meiner Liebe zur Mahlerey und von meinen Arbeiten. Ich muß sie zeigen. Man scheint einen Werth darauf zu legen, oder thut es auch wohl. Die Fürstinn und ihre Schwester begegnen mir mit Auszeichnung, und es wäre Alles, wie es seyn sollte, wenn ich auch viel mehr Eitelkeit besäße, als ich nicht zu haben hoffe. Dennoch verläßt mich das unheimliche Gefühl nicht, das mich bey der ersten Zumuthung, unser liebes Rosenstein mit der Residenz zu vertauschen, ergriff. Es war etwas Ähnliches, was ich empfand, als vor sechs Monathen der Entschluß gefaßt wurde, nach **bad zu gehen, nur daß, was dort unbestimmt in dunkler Ahnung von möglichen Gefahren für mein häusliches Glück mir vorschwebte, jetzt deutlich ausgesprochen in meiner Seele dasteht, und die schwankenden Umrisse sich zu genau erkannten Gestalten ausgebildet haben. Ich kenne meinen Feind, und ein scheinbarer Waffenstillstand kann mich über meine ängstlichen Besorgnisse nicht beruhigen. Es ist wahr, Ludwig scheint, durch frühere Verlockungen gewarnt, die Gefahr zu meiden, und jene Person behandelt ihn fremd mit achtungsvoller Höflichkeit. Ich kann daraus wahrnehmen, daß mein Mann sich so, wie es sei-

ner würdig war, gegen sie benommen haben müsse. Aber sie ist überall zu sehen, wo der Hof und die große Welt erscheint, und sie zeigt sich in einem Glanz, in einem Liebreiz und zugleich in einem so anständigen Benehmen, daß Alles, was auf Geist und Liebenswürdigkeit Anspruch macht, oder dafür Sinn hat, die gefährliche Zauberinn umgaukelt, und selbst die strengste Sittsamkeit nichts an ihrem Benehmen zu tadeln findet. Und Schwester! Sie ist schön, sie ist höchstanziehend! Das muß auch der Neid, das müssen selbst die, die sich durch ihr verführerisches Wesen gekränkt fühlen, eingestehen.

Ja, sie ist sehr anziehend, ich sage es noch einmahl; aber sie ist es als empfindendes Wesen, als Mensch, nicht als Frau. Abgerissen vom heimathlichen Boden des Weibes, von den festen Wurzeln der Häuslichkeit, der Liebe zur Arbeit, Ordnung und Stetigkeit, schwebt sie in einer Region, die ihr freylich manche ihrer Fähigkeiten auf eine weit umfassendere Art auszubilden, und sich Reizungen anzueignen erlaubt hat, die wahren Frauen, wie liebenswürdig sie sonst seyn mögen, doch ewig verwehrt bleiben müssen. Ihr Reichthum überhebt sie mancher Anstrengung, welche sie nun ganz den Genüssen ihres Geschmackes und Geistes widmen kann. Ohne häusliches Band bewegt sie sich frey in der

Welt, und lebt, wo und wie sie will. Das gibt ihrem Geiste eine Freyheit der Ansichten und eine Überlegenheit, die sie hoch über Viele stellt. Sie ist Künstlerinn und Dichterinn, und ist es im vollen Sinn; denn sie kann den Eingebungen ihrer Phantasie lauschen, so lange und so viel sie will, ohne zu besorgen, daß irgend eine Pflicht darunter leide. Darum ergibt sie sich auch ihrem Talent mit so glücklichem Erfolg, daß jedes ihrer neuen Producte die Welt entzückt. Aber eben diese Freyheit, die sie sich für ihren Geist genommen hat, will auch ihr Herz behaupten, und so wie sie keine Fesseln des Hauswesens dulden mag, will sie auch keine der häuslichen ja selbst der bürgerlichen Pflichten tragen. So lebt sie nur als empfindendes, und zwar als höchst fein und reizbar empfindendes Wesen. Sie läßt sich, wie von dem Schwunge der Phantasie, also auch vom Strome des Gefühls fortreißen, ohne zu ahnen, oder zu achten, wohin er führt, und dieselbe unbesorgte Lebhaftigkeit, die der Unterhaltung mit ihr einen, besonders im Auge der Männer, so unwiderstehlichen Zauber gibt, reißt sie zu gleich unbedachter Äußerung ihrer Leidenschaften hin, denen sie den Zügel eben so willenlos schießen läßt, als sie im lebhaft anregenden Gespräch sich von keiner Rücksicht auf Zeit, Ort

und Umstände meistern lassen will. So mag sie wohl hundert anziehende, ja große Eigenschaften haben; eine Frau im wahren Sinne des Wortes ist sie nicht. Dennoch huldigt ihr das andere Geschlecht allgemein, und Ludwig hat hier nur zu viele Gefährten seiner ehemahligen Schwäche, die ihm sehr wohl zur Entschuldigung dienen können.

Du kannst denken, daß dieser Gegenstand meine ganze Seele in Anspruch nimmt. Ich habe sehr viel, und, wie ich hoffe, so unpartheyisch als ich kann, über diese seltsame Erscheinung nachgedacht, und gefunden, daß, wenn es wahr ist, daß das menschliche Herz oft sehr auffallende Widersprüche in sich vereinigen kann, diese doch vorzüglich im männlichen Herzen beysammen wohnen. Sind es nicht die Männer, welche von uns, als die ersten und unerläßlichen Tugenden, Häuslichkeit, Sanftmuth, Nachgiebigkeit, Liebe zu Ordnung und Stille fordern? Sind sie es nicht, die ein willenloses Hingeben in die Kraft des höher stehenden Geschlechts, ein kindliches Anschmiegen als unseren höchsten Reiz, und als die unwiderstehlichste Waffe gegen sie selbst anrühmen? Dennoch sehen wir täglich selbstsüchtige Coquetten mit unentfliehbarer Gewalt über ihre Sclaven herrschen, sie zum Spielwerk ihrer Launen machen, und ihrer Herzen um

so gewisser seyn, je grausamer das Spiel ist, das sie mit ihnen treiben, so daß oft der Beherrschte dieß deutlich erkennt, und dennoch nicht vermag, die unwillig getragenen Ketten zu zerbrechen.

Weiber, wie diese berühmte Sarewsky, ohne Alles, was die Frau in ihrem Wirkungskreis achtungswürdig macht, mit Neigungen und Eigenheiten, die kein Ehemann an seiner Gemahlinn oder Tochter wünschen, ja kaum dulden würde, erfreuen sich gerade der ausgezeichnetesten Huldigungen der Männer. Sie zerbrechen jede Schranke der Weiblichkeit, sind und thun beynahe das Widerspiel von dem, was man in Reden und Schriften an uns preiset, und doch sind es sie, die jene unglücklichen Leidenschaften einzuflößen, den verblendeten Mann über jede Einwendung seines klaren Verstandes zu bethören, und sich für jede Laune und Unweiblichkeit eine Entschuldigung, ja oft eine Rechtfertigung von ihm zu ertrotzen oder zu erschmeicheln verstehen.

Aber diese Weiber sind es auch, denen keine Rolle zu schwer, keine Verstellung zu niedrig, und keine Lockung zu kühn scheint, um sich des Besitzes eines Herzens zu versichern, das sie erstreben wollen, wenn gleich Recht und Wohlstand, bürgerli-

che Geſetze, und heilige Pflichten ſich ihrem unrechtmäßigen Begehren in den Weg ſtellen.

Laß mich von dieſem Gegenſtand abbrechen, liebe Schweſter! Ich fühle, daß ich bitter werde, und ich habe für dieſen Augenblick nichts zu klagen. Ludwig beträgt ſich ſo edel gegen Andere, und ſo liebevoll und offen gegen mich, daß es Undank gegen ihn wäre, wenn ich jene Gefühle wieder in mir aufkeimen laſſen wollte, die mich ſo lange quälten. Was im Schooß der Zukunft ſchläft? Warum es wecken, und ſeinen Schmerz, wenn einer darin iſt, vorausnehmen?

Etwas ſteht uns bevor, das mir durchaus unangenehm, aber mit jenen Verhältniſſen in keiner Beziehung iſt. Der Fürſt begegnet meinem Mann, ſeit wir hier ſind, mit großer Auszeichnung. Er läßt ihn oft rufen, und Fahrnau hat ſchon zweymahl mit ihm und der fürſtlichen Familie allein geſpeiſt. Ich kann mir dieſe Erſcheinung wohl erklären. Der Fürſt iſt offen, bieder, ein treuer Gemahl und Vater. Er ſcheint für dieſe Empfindungen antwortende Klänge in Ludwigs Bruſt zu finden, und in dem Gemüthe des freyen Mannes, der ſich nie an den Hof drängte, um etwas für ſich zu erhalten, oder vor Andern zu glänzen, liegt auch wahre Zuneigung für ihn, glühende Liebe fürs Vater-

land, und ruhiger Freymuth. Darum sucht der Fürst ihn an sich zu ziehen, und er ließ wirklich neulich im Gespräche nicht undeutlich den Wunsch fallen, Fahrnau möchte die Aufsicht über den Erbprinzen, und die Leitung seiner Erziehung übernehmen.

Ludwig war betroffen, und sein erster Gedanke der Entschluß, den glänzenden Antrag, der seiner vergnügten Unabhängigkeit Gefahr drohte, abzulehnen, wenn der Fürst das jetzt nur hingeworfene Wort einmahl im Ernst wiederhohlen sollte. Er sagte es mir sogleich. Du kannst denken, daß ich über die Äußerung des Fürsten noch mehr erschrack; denn wenn der Aufenthalt in der Residenz Ludwig ungelegen ist, so ist er mir aus leicht begreiflichen Ursachen, furchtbar. Doch konnte ich nicht verkennen, daß das Vertrauen des Fürsten ehrenvoll sey, und der Gedanke, durch das Gute, was ein Erzieher in das Herz des künftigen Beherrschers legen kann, segensreich für sein Vaterland zu wirken, für einen edlen Mann allerdings viel Reiz haben müßte. Zudem mischte sich die Betrachtung ein, wie wichtig und nützlich diese Änderung unserer Verhältnisse auch für unsere Kinder, besonders für Adolph in Rücksicht seiner jetzigen Ausbildung und künftigen Laufbahn seyn würde, da unsere Vermögensumstände uns bisher auf die Einsamkeit unse-

res Gutes einschränkten. Ich gab auch Ludwig alles dieß mit aufrichtigem Sinn, obwohl mit heimlich blutendem Herzen zu bedenken. In erinnerte ihn an den gesunkenen Glanz seines Hauses, das durch seines Großvaters unverhältnißmäßigen Aufwand, und durch seines Vaters allzugroße Gutherzigkeit herabgekommen war. Ach Gott! Ich sagte Alles, was das unpartheyischeste Gemüth für diese Sache anführen konnte, um mir ja nie, nie auch den leisesten Vorwurf meines Gewissens zuzuziehen, als hätte eine selbstische Furcht vor Ludwigs möglichem Rückfalle mich bestimmt, ihn von einem Wirkungskreise abzuhalten, der zwar ehrend und lohnend für jedes edelstolze Gemüth, aber auch ein Band war, das ihn in der gefährlichen Nähe jener Person festhielt.

Ludwig hatte auf alle meine Vorstellungen nur Eine verneinende Antwort. Er schien auf dem Wege vom Schloß zu mir bereits Alles erwogen, und seinen Entschluß bestimmt genommen zu haben. Er wollte durchaus nicht, und mein gedrücktes Herz erhob sich zu süßer Hoffnung, und fröhlicheren Aussichten in die Zukunft.

Aber wird es dabey bleiben? Sollte der Fürst jenes Wort ganz absichtslos haben fallen lassen? und wenn er es wieder aufnähme, wenn er ernst-

lich in Fahrnau dränge, ihm den Segen ſeines Thuns, und was er für kommende Zeiten wirken könnte, vorſtellte: wird Ludwig auch vor dieſer ſo lockenden Stimme ſein Herz verſchließen, und die Liebe zur Unabhängigkeit es über die Liebe zu Ruhm und Einfluß, die für jeden Mann ſo reizend iſt, davon tragen? Ach ich wage nicht, es zu hoffen! Umſonſt ſind wir nicht aus unſern ſtillen Bergen hieher beſchieden worden, und ich ahne, daß uns noch Wichtigeres, aber, wie eine innere Stimme mir ſagt, nicht viel Gutes begegnen wird. Leb wohl!

Zweyter Brief.

Baron Ludwig von Fahrnau an seinen Bruder.

Aus der Residenz den 10ten Februar 1811.

Mein Loos ist gefallen, ich bin am Hofe angestellt, und mit meiner Freyheit ist es, wenigstens vor der Hand, vorbey. Doch wird es im Ganzen nicht lange währen, und ich hoffe, vielleicht noch die wilden Rosenhecken auf meinen heimischen Bergen blühen zu sehen.

Der Fürst hatte mehrmahl, und ganz ernstlich mit mir darüber gesprochen, daß er mich gern seinem Sohne zugesellen möchte, daß ich über den Gang seiner Erziehung wachen, und nicht sowohl sein Oberhofmeister als sein älterer Freund seyn sollte, dessen Umgang und unwillkührliche Einwirkung ihn im Guten festhalten, und zum Bessern leiten könnten. Mein Entschluß war, wie ich Dir früher gemeldet habe, vorlängst gefaßt. Ich

hatte gemeinschaftlich mit Leonoren Alles, was sich dafür und dawider sagen ließ, reif überdacht, und — Dir kann ich es sagen — die stille Fassung, mit welcher die Gute, Holde, sich bereit fand, ein ihr gewiß unerfreuliches Schicksal auf sich zu nehmen, hatte wohl das größte Gewicht in die verneinende Schale gelegt. In dieser Ansicht war es mein fester Wille, den wiederhohlten Antrag des Fürsten mit Ehrerbiethung auszuschlagen, und so meine Unabhängigkeit und Leonorens Zufriedenheit zu behaupten. Meine Antwort war dieser Ansicht gemäß. Aber ich sollte nicht so leicht wegkommen. Manches, was er mir sagte, würde, wenn ich es Dir wiederhohlte, wie Prahlerey klingen; doch kann ich nicht läugnen, daß es mich freute, ohne meinen Entschluß wankend zu machen. Als ich aber Alles angeführt zu haben glaubte, was den Fürsten bewegen könnte, von seinem Gedanken abzustehen, meine Ungewohntheit, am Hofe zu leben, die mir nur überall Widerspruch und Feindschaft zuziehen würde, meine Liebe zur Stille, und zu meiner Familie, von der ich mich nun einmahl, wenn auch nur durch eine abgesonderte Wohnung, zu trennen nicht im Stande sey, und als ich in dieser Hinsicht an des Fürsten eigenes Herz appellirte, der als Vater und Gemahl im

Kreise der Seinen glücklich ist, da wurde er nachsinnend. Er entließ mich, nicht ungnädig, aber in Gedanken, und befahl mir, am andern Tage um dieselbe Stunde wieder zu kommen. Ich kam, und fand ihn heiterer, als ich ihn verlassen hatte. Nach einer kurzen Einleitung kündigte er mir an, daß er ein Mittel gefunden habe, unsere beyderseitigen Wünsche zu erreichen. Ich sollte nähmlich nicht auf immer, sondern nur bis im Sommer, wo Graf Helfenstein, dem allein er nächst mir das Herz seines Sohnes anvertrauen möchte, von seinem Gesandtschaftsposten zurückgekehrt seyn würde, Oberhofmeister bey dem Erbprinzen seyn, sammt meiner Familie im Schlosse wohnen, und überdieß, da er doch wünschte, daß ich bey meinem Zögling schliefe, noch die Erlaubniß haben, meinen Adolph, der um ein Paar Jahre jünger ist, mit uns wohnen, und soviel es thunlich wäre, an allen Unterrichts- und Spielstunden des Prinzen Antheil nehmen zu lassen. Das, so endigte er seine Rede, das kann ich als ein Opfer für meine Wünsche, und das Wohl meines Kindes von ihnen als Edelmann und guten Unterthan fordern, und fordre es auch.

Hier war nun nichts weiter zu sagen. Ich ergab mich mit so gutem Anschein als möglich, und mußte gleich in der nächsten Woche mein Amt über-

nehmen. Der Prinz ist ein schöner hoffnungsvoller Knabe, in dessen Seele große Anlagen bey einer offenen herzlichen Gemüthsart liegen. Man hat uns ein sehr schönes, nur zu prächtiges Appartement im Schlosse eingeräumt. Meine Zeit ist zwischen meinem Zögling und meiner Familie getheilt, der ich mich nun freylich, so wie meinen Geschäften, nicht mehr so ganz froh und ungehindert hingeben darf. Aber der Gedanke an meine neue Pflicht, an das Gute, das ich vielleicht stiften kann, endlich an die Unausweichbarkeit des Schrittes muß mich erheben, und so viel möglich entschädigen. Doch habe ich den Titel eines Oberhofmeisters, der mit zu vielen Ansprüchen und also auch mit zu vielem Neide von Andern verbunden ist, gehorsamst verbethen, und heiße der erste Kammerherr des Erbprinzen. Ich wohne und schlafe mit ihm. Adolph liegt im anstossenden Kabinett. Die Knaben fangen an, sich aneinander zu schließen, mein Zögling, so scheu und mißtrauend er auch in den ersten Tagen mit dem neuen Aufseher umging, gewinnt mich lieb, der Fürst und die Seinigen behandeln uns mit mehr als Gnade, ich kann sagen, mit Freundschaft, und Alles am Hofe bückt sich vor mir, sucht mir zu schmeicheln, und meine Gunst, die man für sehr wichtig hält, zu erringen. Dieß

letztere ekelt mich an; denn ich weiß, wie ich es zu nehmen habe.

Leonore beträgt sich wie überall, so auch in ihren neuen Verhältnissen, unvergleichlich. Ungemein schön weiß sie den Mittelweg zwischen dem Stolz, mit dem Andere ungewohnte Würden behaupten, und einer an ihrem jetzigen Platze nicht mehr geziemenden Unterordnung zu gehen, wenn sie öfter, als es ihr lieb ist, in den Cirkeln der Fürstinn, und des ersten Adels erscheinen muß.

Es ist wohl noch eine Ursache, die ihr dieses Erscheinen unangenehm macht. Rosalie hat, ich weiß nicht auf welchem Wege, Mittel gefunden, sich bey Hofe vorstellen zu lassen. Ihr eigenes Herkommen berechtigt sie nicht dazu; doch ist die Geburt ihres zweyten und ihres gegenwärtigen Mannes wohl darnach, daß sie auf diese Auszeichnung Anspruch machen kann. Wer ihr erster gewesen, verbirgt sie noch immer mit einer Art von ängstlicher Scheu, und es ist mir sehr wahrscheinlich, daß ihr zu warmes, argloses Herz sie vielleicht zu einer Thorheit hingerissen, und dieser erste so sorgfältig verläugnete Gemahl von der Art gewesen ist, daß sie sich seiner schämen müßte, wenn man ihn kennte. Wie dem immer seyn mag, sie geht nach Hof, erscheint in den ersten Gesellschaften,

und Leonore begegnet ihr hier oft. Das kann im Grunde Beyden nicht lieb seyn, obschon eigentlich keine mehr etwas von der Andern zu fürchten hat. Zwischen Rosalien und mir ist Alles abgethan, und kein Rückfall zu besorgen. Auch beträgt sie sich ganz darnach, und zwar mit einer Sicherheit und Ruhe, die ich in diesem heißen, von Liebe so sehr beherrschten Wesen nicht vermuthet hätte. Aus ihrem Betragen gegen mich spricht nicht Kälte, oder Trotz, sondern die vollkommenste Gleichgültigkeit, die ihr die Macht gibt, ganz unbefangen mit mir zu seyn. Es ist gut, daß es so ist; denn es erleichtert mir meine Rolle gegen sie, die sonst nach dem, was in Sarning zwischen uns vorgefallen, jetzt, wo die Umstände uns einander so oft entgegen führen, für mich sehr schwer, und für sie peinlich seyn müßte. Aber daß sie das Alles so geschwind überwunden hat, daß eine solche Liebe so schnell verglühen, und nicht dem Hasse, sondern der vollkommensten Unbefangenheit Platz machen konnte, das fasse ich nicht. Oder war es nicht Liebe? War es Phantasie, Laune, die gerade in dem Augenblick, wo sie in dem beweglichen Gemüthe aufblitzte, und ich vom Zufall geführt ihr in den Weg kam, ihre Blicke auf mich richtete? Ich kann nicht läugnen, daß mich hier das erste Zusammen-

treffen mit ihr, obwohl ich darauf vorbereitet war, etwas erschütterte, und auch in Leonorens Gemüth, ich sah es deutlich, ging eine heftige Bewegung vor. Nur sie, die Urheberinn aller dieser Verwirrungen, behauptete ihre völlige Ruhe, und behandelte Leonoren und mich ganz gleich, wie angenehme alte Bekannte, die man nach einiger Zeit der Trennung unvermuthet an einem andern Orte wiederfindet.

Vorgestern war Ball bey Hofe. Rosalie kam spät, aber so schön glaube ich sie nie gesehen zu haben. Pracht, Geschmack und Phantasie hatten ihre Toilette geleitet. Ich stand an der Thüre, als sie eintrat. Ihr erster Blick fiel auf mich, das fröhlich geöffnete Auge verweilte unbefangen auf dem meinigen, sie sagte mir einige Worte. Dann nahm sie der Kreis ihrer Verehrer in die Mitte, und sie war nicht mehr zugänglich. In ** hab hatte ich hundertmahl die Äußerung von ihr gehört, daß sie durchaus nicht tanzen dürfe, weil es ihrer Gesundheit höchst nachtheilig wäre, und daß ihr diese Entbehrung kein Opfer koste, da sie den Tanz nicht liebe. Hier tanzt sie, tanzt mit Leidenschaft, und wie eine Grazie!

Denke Dir meine Verwunderung, als ein Geflüster, ein Hinweisen der Nebenstehenden auf ei-

nen fernen Punct auch meine Blicke nach jener Seite richtete, und ich Rosalien am Arme des jungen und schönen Grafen Milota die Reihen der Ecossaise herabschweben sah! Alles stand bewundernd um sie, und das Gedränge ward noch größer in ihrer Nähe, da jeder nach diesem Tanze mit ihrer Hand zum nächsten beglückt zu werden wünschte. Auch mich wandelte eine Lust an, sie aufzufordern. Ich hätte sehr gern erfahren mögen, ob sie wohl mir einen Tanz zusagen, und, von meinem Arm umschlungen, auch in der Nähe meines schlagenden Herzens diese unbegreifliche, und wahrhaft ungeheure Ruhe behauptet haben würde. Ein Blick auf Leonoren schlug die flüchtige Aufwallung nieder. Ich blieb stehen, und sah zu. Die jungen Laffen trieben das Getändel mit ihr bis zum Lächerlichen. Die alten Gecken, deren Reihen der Hofmarschall anführt, waren noch ekelhafter. Das Alles nahm mich nicht Wunder. Daß aber sie, deren Gemüth etwas besseres kennt und selbst schaffen kann, sich an diesem schaalen Geschwätz ergötzen, in diesen Zerstreuungen Vergnügen finden, und nun auf einmahl ein Geräusch, das, wie sie sonst hundertmahl sagte, betäubend auf sie wirkte, mit Lust aufsuchen mag, das kann ich nicht begreifen.

Ich habe darüber oft nachgesonnen, und auch mit Leonoren, der ich aus keiner meiner Empfindungen ein Geheimniß zu machen gelobt habe, darüber gesprochen. Es kann nicht anders seyn. Ich muß geirrt, und meine verführte Phantasie muß mich ein ganz anderes Bild von ihr haben auffassen lassen, als ihr wirkliches Seyn darstellt. Es war ein Irrthum. Ich habe ihn gebüßt. Jetzt erscheint Rosalie in ihrer wahren Gestalt, und der Zauber ist ganz vernichtet. Leb recht wohl!

Dritter Brief.

Rosalie von Sarewsky an Bertha von Selnitz.

Aus der Residenz den 14ten Februar 1811,
Nachts um 3 Uhr.

Ich komme vom Hofball nach Hause. Da liegen meine Diamanten, und schimmern im Schein der Kerzen, die den einsamen Schreibtisch beleuchten. Dort hängt über dem Stuhl das reichgestickte Kleid, dessen Schimmer in dieser Nacht manchen Anzug verdunkelte, der, weh mir! ein glücklicheres Herz bedeckte. Alle Herrlichkeit, aller Glanz umgibt mich noch, in meinen Ohren klingt die rauschende Musik, vor meinen Augen wirbeln noch die bunten Gestalten, und ich bin allein, verlassen, und elend! Ich werfe mich an den Tisch, um nach einigen Stunden folternder Fröhlichkeit dieß Herz, in dem so wüste Stürme toben, in einem Brief an Dich zu erleichtern.

Die Rolle, die ich auf deinen Rath spiele, wird mir von Tag zu Tag peinlicher, ja bald unerträglich, und ich sehe nicht ein, ob und wann sie mich an mein Ziel führen wird.

'Ich sehe ihn beynahe täglich in allem Zauber seiner Schönheit, seines Edelsinns, und seines Ruhms. Des Fürsten Liebe ruhet auf ihm, die Höflinge schmiegen sich vor ihm, und die Blicke der Frauen drehen sich nach ihm. Er bleibt einfach, gerade, und scheint nur Sinn für seine neuen Pflichten, nur Aufmerksamkeit für Leonoren zu haben. Ich, die das Alles veranlaßt, die ihn in diesen Zauberkreis gezogen, und ihm die Gunst des Fürsten verschafft hat, ich, die ihm überall erscheint, werde nicht bemerkt.

Alles Andere drängt und bemüht sich um mich. Im Sonnenschimmer meiner Blicke, nach Einem derselben geizend, beglückt, wenn ein freundliches Lächeln sie trifft, oder ein kleiner Vorzug vor Andern ihnen zu Theil wird, umschwirrt mich eine bunte Menge. Ich überwinde meine innerste Natur, ich erscheine bey Hofe, ich habe gethan, was ich vielleicht nicht sollte, um diesen Zutritt zu erlangen — denn die Verläumdung war auch hier gegen mich geschäftig und die Etikette, so wie die Rücksicht auf adelige Geburt ist hier streng — ich

biethe Alles auf, um seine Aufmerksamkeit zu erregen, ich decke meine Brust mit einem dreyfachen Schild scheinbarer Gleichgültigkeit, weil Du mir riethest, auch diese letzte, und meist unfehlbare Waffe gegen den männlichen Stolz zu versuchen, und was habe ich bisher gewonnen?

O Fahrnau! Fahrnau! Wie gelange ich an dieß schöne, ruhige Herz? Durch welche Kunst werfe ich einen Funken der Gluth, die mich verzehrt, in deine Seele, die noch vor nicht langer Zeit so innig mit mir zu fühlen, mich ganz zu verstehen und zärtlich zu bedauern schien? Ist es möglich? Ist diese hohe Gestalt, die in der Mitte der Höflinge steht, kaum nach den bunten Reihen sieht, die sich in mannigfachen Wendungen vor ihr entfalten, und wenn ich an ihr vorbeytanze, mich freundlich aber kalt begrüßt, noch derselbe Fahrnau, dessen Seele der meinigen in jeder leisen Ahnung entgegen kam, dem ich vertraute wie einem Bruder, der mein ganzes dunkles Geschick kennt, der mich theilnehmend tröstete, dessen Anblick, dessen Stimme einst hinreichte, Trübsinn, Sorge, ja körperliches Leiden von mir zu scheuchen.

Und was soll ich thun? Soll ich ihm wieder in all meiner unverhehlten Liebe entgegengehen, wie in seinen heimischen Gebirgen, und ihn uner-

bittlich und ſchroff finden, wie die Felſen jener Gegend? Nein! Das darf durchaus nicht ſeyn! Es wäre eben ſo erniedrigend als zwecklos. — Aber was ſoll ich thun?

Jedesmahl, wenn ſich eine Gelegenheit darbiethet, wo ich, von Glanz und Huldigungen umgeben, vor ihm auftreten kann, regen ſich die Schwingen oft getäuſchter Hoffnung in meinem Herzen. Heute, flüſtern lockende Zauberſtimmen in meinem Inneren, heute gelingt es dir vielleicht! Er kann dich nicht ganz vergeſſen haben! Er kann nicht ſo kalt gegen dich ſeyn, als er ſcheint! Ich folge dem Ruf, ich zeige mich, ach das wunde Herz mit Diamanten bedeckt, die ihm ihre Härte und Kälte leihen, und Perlen auf der Bruſt, auf der lieber meine Thränen um ihn liegen ſollten! Er ſieht mich, folgt mir wohl auch mit ſeinen Blicken, ich glaube eine geheime Regung, die ſich zu verrathen fürchtet, in ſeinen Zügen zu leſen, und eine leiſe Dämmerung jenes vollen Tages zu bemerken, der mich einſt ſo glücklich machte, mein Herz öffnet ſich, tauſend ſüße Hoffnungen ziehen in dasſelbe ein, und plötzlich ſtürzt vor einem eiſigen Blicke oder Wort, vor einer Vernachläßigung, die nur aus der vollkommenſten Gleichgül-

tigkeit entſtehen kann, das ganze Lichtgebäude meiner Seligkeit zuſammen!

Lange, liebe Bertha, halte ich dieſen aufreibenden Kampf nicht aus. Wenn es wirklich ſo iſt, wenn ich ganz vergeſſen bin, dann — o ich habe Muth genug, ein Daſeyn, das das Schickſal mir zum Hohn gab, und um das ich ja nicht gebethen habe, abzuwerfen, wenn ich keinen Zweck, als Elend, vor mir ſehe!

Vierter Brief.

Julius von Tengenbach an Herrmann Walter.

Nach den 1ten März 1811.

Seit zwey Monathen bin ich in Europa, und seit vierzehn Tagen in meinem ehemahligen Vaterlande. Zwar ist es derselbe Boden, der mich gebar, es sind noch diese Straßen, diese Häuser, zwischen denen ich in meiner Kindheit wandelte, und es begegnet mir noch hier und dort ein altbekanntes Gesicht, von dem ich nicht immer recht weiß, wohin ich es reihen soll, das aber auf einmahl eine ganze Welt alter Erinnerungen aus der Tiefe der Vergangenheit emporträgt, und mich halb schmerzlich, halb süß jener Zeiten mahnt, die nimmer wiederkehren; dennoch kann ich dieses Land, seit es seinen Beherrscher, und zum Theil auch seine Sitten verändert hat, nicht mehr so recht für mein Vaterland erkennen. O Herrmann!

Was ist geschehen, seit ich es verließ, um Heilung oder wenigstens Betäubung tiefer Schmerzen in weiter Ferne zu suchen!

Ich war in Smyrna auf der Rückkehr aus so mancher Irre, in welcher mein zerstörtes Gemüth mich herumgetrieben hatte. Vier Jahre waren seit dem Wendepunct meines irdischen Glückes mildernd hingezogen. Ich hoffte den Anblick der Heimath und der gewohnten Umgebungen schmerzloser aushalten zu können, und in alten Verhältnissen, unter Jugendfreunden, ein ruhiges Dämmerleben zu führen. Da traf mich die Nachricht von den Unfällen meines Vaterlandes, und von der grauenvollen Umwälzung, die seine politische Lage ganz geändert hatte. Wir waren abgerissen von dem väterlichen Stamm, um den die verschiedenartigen Zweige sich bisher brüderlich gereiht hatten, und eine französische Provinz geworden.

Diese Nachricht, indem sie gewaltsam auch die letzten Fäden sprengte, mit denen mein Herz noch an der heimischen Erde hielt, bestimmte mich, vorerst zu bleiben, wo ich war, und dann die nächste Zeit Untersuchungen auf der Ebene von Troja und in den Ruinen Carthago's zu widmen. — Vergangenheit! Deine düsteren Schatten sind es, dein

geheimnißvolles Dunkel, in denen dem Unglücklichen am wohlsten ist! Alles, was uns erfreut, vergehet. Wir sehen der schwindenden Täuschung nach, und wissen nicht, ob wir uns mehr betrüben sollen, daß der schöne Traum entflohen ist, oder daß all unser Glück nur ein Traum war?

Selbst Ruine dessen, was ich einst gewesen, über den Ocean hinüberblickend auf mein Vaterland, das zerrissen, blutend, in Trümmern lag, auf den Welttheil, in welchem eine gewaltige Aufgährung alle alten Einrichtungen zerstört, und der Zeit eine neue Gestalt gegeben hatte, fremd in diesen neuen politischen Verhältnissen, ohne ein theures Band, das mich in jene Fernen zog, ohne Einen Menschen, Dich ausgenommen, der auf dem ganzen weiten Flächenraume Liebe oder Theilnahme für mich hatte — was sollte ich zu Hause thun? Was mit dem Erbtheil meiner Väter geschehen seyn mochte, war mir unbekannt. Vielleicht hatte es in Abwesenheit des Besitzers irgend ein Französischer General sich zugeeignet; vielleicht waren die Baarschaft und die Wechsel, die ich bey mir trug, Alles, was ich von meinem Vermögen noch mein nennen konnte! Der Gedanke schlug mich wohl nicht nieder; denn der, welcher die Bestimmung seines Lebens verfehlt, dem man Alles, sogar sein

Vaterland geraubt hatte, konnte seine kleine Habe ohne Bedauern dem Übrigen in das große Grab nachwerfen.

Unter solchen Betrachtungen bildete sich denn mit Liebe und Begierde der Gedanken in mir aus, die Ruinen der großen Vergangenheit zu besuchen. Auf den Ebenen, wo einst weltberühmte Städte gestanden sind, wo Schlachten gekämpft wurden, deren Getöse noch bis zu uns herüber hallt, wo Blut geflossen ist, dessen Tropfen die Geschichte aufbewahrt, wo Menschen mit allen ihren Schmerzen und Streben litten, stritten, fielen, und nun Jahrtausende darüber hingegangen sind, so daß kaum eine Spur jener großen Umwälzungen sichtbar bleibt, und das Zerstörte wie die Zerstörer, das Umgewandelte und das auf seinen Trümmern Errichtete, Alles, Alles dahin ist — da, hoffte ich, sollte mir leichter werden, und es war so. Mein eigenes Unglück verschwand vor den Riesenbildern gesunkener Nationen. Ich sah die Gattinn Hasdrubals mit ihren Kindern auf den brennenden Trümmern der Burg von Carthago stehen, und den Lorbern des siegenden Römers, dessen Treulosigkeit allein ihm das Übergewicht über ihr, im Falle mehr als im Glücke großes Volk gesichert hatte, durch ihren Helden-

tod ein unauslöschliches Brandmahl aufdrücken, ich sah Flammen, Blut, Rauch und Mord die Straßen der einst herrlichen Stadt durchtoben, ein Staat war vor meinen Augen verschwunden, und seine Spur vertilgt.

Was gilt ein Einzelner vor diesen Gedanken? — So legte ich das Opfer meines zerstörten Glücks auf den Brandaltar so vieler gesunkenen Tausenden, und schiffte mich mit stilleren Herzensschlägen nach Neapel ein.

In Rom fand ich wieder Briefe. Man meldete mir, daß zwar meine Häuser in **ach und meine beyden Landgüter durch Einquartirungen und Requisitionen sehr heruntergebracht, aber doch noch mein Eigenthum wären, indem man auf die gesetzliche Erkundigung, daß ich vor mehr als fünf Jahren mitten im Frieden aus ganz anderen Ursachen abgereist, und also nicht vor den Feinden geflohen war, meine Ansprüche anerkannt, meine Verwalter in ihren Verrichtungen bestätigt, und überhaupt außer jenen Forderungen sich weiter nichts erlaubt hatte. Zugleich rieth man mir aber, auf meine Rückkehr zu denken, um durch persönliche Gegenwart das Meinige vor möglichen Eingriffen zu schützen. Die Richtigkeit dieses Rathes leuchtete mir ein. Doch hatte ich nicht Lust, das

schöne Italien allzuschnell zu durchfliegen. Bequem reiſete ich daher durch Florenz, Piſa und Mailand, hohlte nach, was ich auf der erſten Reiſe verſäumt, oder was die damahlige Verſtimmung meines Inneren mich nicht recht hatte erkennen laſſen, und langte ſo endlich hier an, wo meine zurückgelaſſenen Leute mich jubelnd empfingen, indeß wehmüthige Erinnerungen wie Pfeile durch meine Seele drangen.

Nach Fallowetz bin ich noch nicht gekommen, und will es auch nicht ſehen. Dieſer Schauplatz, zuerſt meines vollen Glückes, und dann der grauſamſten Enttäuſchung, iſt mir verhaßt. Wäre er kein Fideicommiß, ich hätte Dich längſt gebethen, ihn in meiner Abweſenheit zu veräußern. So aber darf ich das nicht, und da mag denn das Gut bleiben, wie es iſt. Ich will es redlich verwalten, um es einſt, wenn auch lachenden Erben, in möglichſt gutem Stand, wie ich es von meinen Vätern überkam, zu hinterlaſſen. Das bin ich meinem Hauſe ſchuldig, es iſt die Pflicht des Stammhalters und Familienhaupts.

Es kommt mir oft beynahe lächerlich vor, wenn ich mich in dieſer Eigenſchaft denke, mich, den Vereinzelten, nicht Vermählten, nicht Verwitweten, den Kinderloſen, von allen Hoffnungen Abge-

schnittenen, der nur thätig für Fremde, und nur mit Geschäften beladen ist, die ihn und seine Zukunft nichts mehr angehen. Fünf Jahre in andern Himmelsstrichen, auf wechselnden Reisen, hatten einen wohlthätigen Schleyer über die Vergangenheit gedeckt, und außer der Heimath, fern von Verwandten und häuslichen Verhältnissen, war mir diese meine hoffnungslose Vereinzelung auch minder schmerzlich erschienen. Hier wacht Alles bitter wieder auf. Nicht als ob ich ihren Verlust betrauerte — diese Liebe ist längst gestorben, ich erkenne deutlich, daß jenes Gemüth nie gemacht war, in häuslichen festen Banden glücklich zu seyn und glücklich zu machen, ja ich glaube mit Sicherheit sagen zu können, daß sie beydes gar nie werden wird — aber daß die Hoffnung auf Erdenglück, die ich in der Verbindung mit ihr voraussah, ganz und gar nicht erfüllt ist, daß ich durch ihre Religion, die ihr erlaubte, sich von mir zu scheiden, und einem Andern ihre Hand zu geben, indeß die meinige ewig gebunden ist, um alle meine Freuden betrogen bin, das steht hier unter den alten Umgebungen wieder lebendiger vor meinen Augen, und macht, was durch die Wirklichkeit ohnedieß nicht erfreulich ist, den Druck einer fremden Oberherrschaft, das Ungefüge ungewohnter Formen, den

täglichen Anblick unserer Dränger, durch die Erinnerung noch unerträglicher.

Ich werde schwerlich lange in **ach bleiben; aber Du hörst auf jeden Fall von mir, ehe ich die Gegend verlasse. Schreibe mir bald, lieber Herrmann, und besonders recht viel von Deinen Angelegenheiten! Auch Du trägst ja seit Jahren eine Wunde in der ungeheilten Brust, denn Du gehörst auch zu den besseren Herzen! — —

Das war eine Bitterkeit gegen die Vorsicht, und eine Lüge zugleich! Ich nehme sie zurück. Mein Unglück, das Unglück so manches guten Menschen darf mich niemahls verleiten, allgemeine Schlüsse zu machen, die eben so ungerecht als übereilt wären. Nein! Die Vorsicht ist gütig, sie gibt uns viele Freuden; aber in des Menschen verkehrtem Herzen liegt das Gift, das sie zerstört. Der Mensch ist der Teufel des Menschen, und wir sind es allein, die das Paradies verscherzten. Auch mein Schicksal war meine Wahl, nicht Fügung des Himmels, der mir durch den Willen liebender Ältern ein ganz anderes Loos bestimmt hatte. Ich griff vorwitzig in die Fäden des Geschicks, riß und zerriß, knüpfte neue nach eigener Lust, und trage nun die Schuld meiner Bethörung.

Ich darf nicht murren, und ich will es nicht

Doch mag jene Verirrung ſtehen bleiben, und Dir zeigen, wie ſchwach noch das Herz Deines Freundes iſt, der doch zuweilen wähnt, die Welt und ſich ſelbſt beſiegt zu haben.

Noch einmahl, lieber Herrmann! Vergiß nicht, mir ein getreues Bild Deiner Lage, Deiner Hoffnungen zu machen! Ich lebe nur noch in anderen Menſchen, und Du biſt meinem Herzen der Theuerſte!

Fünfter Brief.

Baron Ludwig von Fahrnau an seinen Bruder.

Aus der Residenz den 2ten März 1811.

Ist es möglich, daß in einer menschlichen Brust ein so gäher Wandel aller Gefühle vorgehen, und ein Gegenstand, den zu besitzen wir vor Kurzem alle Schätze der Welt gegeben hätten, uns auf einmahl so ganz und gar gleichgültig werden kann, daß wir ihn, selbst nicht durch die Erinnerung an unsere vorigen Empfindungen, unter andern unbedeutenden unterscheiden können? Ich habe eine solche Veränderung bisher für unmöglich gehalten. Dennoch ist sie, und ich empfinde ihre unbegreiflichen Wirkungen.

Rosalie hat mich so ganz vergessen, daß gar keine Beziehung, auch nicht die lebendigste, nächste, auf das, was einst zwischen uns lebte, nur eine flüchtige Aufwallung in ihr erregt. Sie könn-

te, glaube ich, wenn es ihr einfiele, unſere Verhältniſſe in **bad, und was in Sarning geſchehen, einmahl zu einem Schauſpiel verarbeiten, mit mir darin auftreten, und eiskalt dabey bleiben.

Mir iſt es, obwohl mein Wille feſt, und mein Streben gewiß ernſt iſt, noch nicht ſo gut geworden, den Gegenſtand einer unglücklichen Neigung ohne innere Bewegung ſehen zu können. So oft ich ſie erblicke, zuckt eine unfreywillige Regung durch mein Innerſtes, und ihre rührende Geſtalt, der Wohllaut ihrer Stimme, vor Allem aber der Zauber ihrer Sprache, die der Ausdruck eines edlen gebildeten Geiſtes iſt, verfehlen, wie ſie kein Herz ungerührt laſſen, auch jenes nie ganz, das einſt, das noch vor Kurzem ſo heftig davon war angeſprochen worden.

Ich weiß, was ich Leonoren und mir ſelbſt ſchuldig bin, aber ich habe Herz und Sinne, und eine unſelige Nothwendigkeit, die mich in die Kreiſe gebannt hat, in denen ſie unabläßig vor mir ſchwebt, reißt mich wider meinen Willen täglich in die Gefahr.

Jemehr ich mir aber der zwar erſtickten, aber noch glimmenden Flamme in meiner Bruſt bewußt bin, deſto unbegreiflicher iſt es mir, wie ſie allein ſo ſtark, ſo eiſig kalt zu ſeyn, und in küh-

nem Trotze auf diese Kälte mit den vergifteten Pfeilen zu spielen vermag, die jeden Augenblick ihr oder mein Herz durchbohren, und mit langen, unheilbaren Schmerzen durchdringen können. Laß Dir erzählen, was vor zwey Tagen geschehen ist!

Die Fürstinn hatte von der neuen gesellschaftlichen Unterhaltung, die jetzt in der eleganten Welt an der Tagesordnung ist — von den Tableaux reden hören. Es ist eine Art von tändelnder Huldigung, die man den Künsten zu machen scheint, um sich mit ihnen abzufinden, während man die Künstler darben läßt, und die Kunstwerke, die man nur in flüchtigen Momenten aufhascht, weiter keiner Achtung mehr würdigt — eigentlich bloß ein Mittel, Zeit und Geld los zu werden, und so durch das Eigene dieser Unterhaltung, wo die Zurüstungen und der Aufwand von vielen Tagen in Einem flüchtigen Augenblick verpraßt werden, ein wahres Zeichen der Zeit!

Ich habe an Leonorens Staffeley, und durch ihren richtigen Geschmack, den Werth der Gemählde und der Künstler einigermassen beurtheilen gelernt. So kommt jenes Treiben mir vollends nichtig vor; und als bey Hofe das Projekt entworfen ward, den Geburtstag der Fürstinn mit

vier solchen Darstellungen zu feyern, war ich aus mehr als einer Ursache entschlossen, keine Rolle anzunehmen. Auch Leonore entschuldigte sich, und nur, als man ernstlich in sie drang, ergab sie sich zum Schein. Daß Rosalie vor Allen gewählt wurde, einige Rollen zu übernehmen, versteht sich. Schon waren mehrere Proben gehalten, als Leonore, wie sie sich es früher vorgenommen hatte, nicht wohl ward. Auch fand man, daß Graf Milota, der in dem dritten Gemählde, die Reinigung Mariä von Guido Reni, die Rolle des Hohenpriesters darzustellen hatte, nicht sogleich wieder in dem letzten Tableau, Theseus, wie er Ariadnen verläßt, erscheinen könnte, weil — Gott weiß was für Toiletten- und Drapperie-Ursachen die schnelle Umkleidung unmöglich machten, und daß also ein anderer den Theseus übernehmen müsse. Ich wurde vorgeschlagen. Die Fürstinn, die allen Proben beywohnte, und mit der, den Großen der Erde eigenen Ungeduld diese Störung ihres Vergnügens ertrug, sandte sogleich zu mir. Ich mußte meinen Zögling mitten in einer Lehrstunde, bey welcher ich sonst gegenwärtig zu seyn pflege, verlassen. Zugleich vernahm ich, daß Rosalie die Ariadne vorstellen würde, und das Peinliche dieser Stellung vermehrte die Un-

lüst noch mehr, mit der ich mich dem Befehle der Fürstinn fügte.

Ich erzählte Leonoren sogleich, was vorgefallen war. Ich bath sie ihren Widerwillen zu überwinden, zu sagen, daß ihr besser sey, und ihre Rolle zu behalten. Sie schien gereizt. Doch überwand sie diese Aufwallung, bestand aber fest auf ihrem Sinn, nun und nimmer bey der Vorstellung zu erscheinen. Ich verließ sie verstimmt, und war es selbst nicht minder.

Am andern Tage mußte ich bey der Probe erscheinen. Anzug und Stellung wurden versucht, und alles recht gefunden. Rosalie blieb in ihren Kleidern. Auch gab sie Stellung und Ausdruck nur nachläßig an; denn sie hatte, wie es hieß, schon mit Milota alles einstudirt. Gegen mich betrug sie sich freundlich, kalt, und spielte sogar, freventlich möchte ich sagen, mit Erinnerungen, die sich ihr in meiner Gegenwart aufdringen mußten.

Vorgestern endlich hatte die Aufführung Statt. Die zwey ersten Tableaux hatten nichts Bedeutendes. Beym dritten zeigten sich Rosaliens zarte Gestalt und die Kunst ihres Mienenspiels auf eine höchst anziehende Weise. Sie war ganz die in sich selbst hineingeschmiegte, holde, demüthige Jungfrau, deren himmlisches Urbild dem Künstler vor-

geſchwebt haben mochte, wie ſie im enganſchlieſſenden, rothen Gewande, jungfräulich verſchämt, und ganz in Andacht verſunken, mit gefalteten Händchen an dem Bethpult knieete, während Milota als Hoherprieſter, trefflich coſtümirt, den göttlichen Erſtgebornen, den ſie dem Geſetz nach opfern mußte, auf ſeinen Händen hielt. Mein Adolph und der Erbprinz gaben mit viel jugendlicher Lebhaftigkeit und Wahrheit die beyden Knaben mit dem Leuchter und den Täubchen, dem Opfer der heiligen Jungfrau. Der Vorhang rollte zum drittenmahl herab, und mich überfiel ein unheimliches Gefühl; denn jetzt galt es jene Ariadne.

Der Hintergrund des Gemähldes war ein Meeresufer, das einige Felſen mahleriſch und wild gruppirten. Ganz weiß gekleidet, das reiche Haar um die halbentblößten Schultern zerſtreut, knieend vorgebeugt, in unendlich reizender Stellung, das große, wirklich von Thränen feuchte Auge auf mich geheftet, lag ſie vor mir, und der leidenſchaftliche Ausdruck ihres Geſichts, die bittende Stellung, endlich der Sinn des Bildes, Alles rief mir mit ungeheurer Gewalt jene letzten Stunden in Sarning zurück. Mein ganzes Innerſtes war in Aufruhr. Ich mußte mir gegenwärtig halten, wo ich war, und daß Alles nur ein Spiel ſey, um

nicht an das Daseyn einer Empfindung zu glauben, die mein Herz auf's heftigste bewegt haben würde. Das Bild erhielt rauschenden Beyfall, und man ließ uns unsere Stellung nicht sobald, wie bey den drey ersten, verlassen.

Endlich sank zu meiner Freude der Vorhang, und ich verließ meinen Platz am Schiffe, in das Theseus, von seinen Gefährten ermahnt, einzusteigen im Begriffe ist. Rosalie erhob sich gleichfalls. Sie schien ganz erschöpft. Ich trat hinzu, sie zu unterstützen. Dasselbe that in eben dem Augenblick der Hofmarschall, ihr erklärter Verehrer. Sie dankte mir freundlich, und reichte dem Hofmarschall ihre Hand. Das vermochte Rosalie nach dem, was ihr Gesicht eine Minute vorher ausgedrückt hatte, nach dem, was vor zwey Monathen noch sich wirklich in ihrer Brust bewegte! O Weiber! Weiber! Wer möchte nicht sicherer auf Sand am Meeresufer bauen, als auf Euch!

Und auch Leonore! Es war mir unaussprechlich ärgerlich und sogar beleidigend, daß sie so bestimmt, so gewaltsam könnte ich sagen, diese Vorstellungen vermieden hatte. Ich hatte auf ihre milde, begütigende Gegenwart gerechnet. Oder fürchtete sie etwa eine Scene? Glaubt: sie, Rosa-

sie würde consequenter, und ich schwächer seyn, als wir Beyde es nicht sind?

Sonst ist mein Leben ziemlich angenehm. Der Fürst achtet mich. Mein Zögling nähert sich immer mehr meinem Herzen. Ich sehe gute Keime sich entfalten, deren Früchte mein Vaterland einst genießen wird; und wenn ich mir dann sagen kann, daß ich sie auch nur zum Theil gepflanzt habe, so soll mich das Opfer nicht reuen, das ich gebracht habe. Leb wohl!

Sechster Brief.

Leonore von Fahrnau an ihre Schwester.

Aus dem fürstlichen Pallast den 8ten März 1811.

Bisher haben meine Briefe, liebste Schwester, Dir die unbedeutenden Vorfälle des Tages gemeldet, oder nur von Sorgen für die Zukunft, und von schönen Erinnerungen an eine bessere Vergangenheit gesprochen. Bald werden sie Dir die Schmerzen der Gegenwart zu melden haben. Ich sehe genau, wie Alles kommt, wohin es führen wird, und wohin man es haben wollte, als man uns in die Stadt lockte. Andere bemerken es nicht. Es fällt ihnen nicht ein, das für Comödie zu halten, was die schlaueste, durchdachteste von allen ist, und sie träumen von Sicherheit eben in jener Ruhe und Kälte, die zu groß ist, um natürlich zu seyn, und die deßwegen mir die ängstlichste Ahnung einflößt.

O diese Sarewsky ist eine feine Buhlerinn! Ich möchte Niemanden, selbst sie nicht, die meine bitterste Feindinn ist, ohne Grund so lieblos beurtheilen; aber die Rolle, die sie, seit wir hier am Hofe zu leben gezwungen sind, gegen Fahrnau spielt, ist, so wie die ganze Machination, die uns aus unserem stillen Landsitz gerissen, mitten in den Wirbel des Hoflebens, in ihre Gegenwart, und in all den Schimmer von Ansehen und Einfluß gebracht hat, das Werk der listigsten Coketterie. Fahrnau ist nicht mehr der unbedeutende Landedelmann, dessen guter Wille nur seinen Unterthanen wichtig, und dessen Thätigkeit höchstens dahin gerichtet war, das Erbe seiner Väter zu verbessern. Jetzt sieht der Hof, die Stadt auf ihn, die Gunst des Fürsten macht ihn Vielen werth, Vielen verhaßt, Allen bedeutend. Seine Persönlichkeit vollendet, was der Ruf von ihm sagt. Er gilt als Mann von Ansehen und als Mensch. Man bewirbt sich um ihn, man zieht ihn in alle Cirkel, zu allen Festen, die die Fürstinn sehr liebt, und sinnreich veranstaltet. Sein Ehrgeiz, der ihn früher schon in seiner militärischen Laufbahn leitete, und dessen Kränkung die Ursache seines früh genommenen Abschieds war, ist nun wieder erwacht, er wird genährt, und auf jede Art geschmeichelt. Und wäh-

rend der ganze Hof und beynahe Jedermann, der mit ihm in Berührung kommt, ihm ausgezeichnete Aufmerksamkeit, ja oft Unterwürfigkeit beweist, beträgt nur das einzige Wesen, das kurz vorher in glühender Leidenschaft an ihm gehangen hatte, sich so kalt gegen ihn, als gälte er ihr nicht mehr wie jeder unbedeutende Kammerjunker, der am Courtage zwischen der großen Menge sich verliert.

Du begreifst, welchen Eindruck dieses Benehmen auf ihn machen muß, und kannst daraus auf die List und Verstellungskunst dieser Person schließen. Auch rechtfertigt der Erfolg ihre kluge Ansicht; denn schon beginnt das bestürmte Gemüth zu wanken, und die Neuheit der Waffe selbst sichert durch Überraschung den Sieg. Er war zuerst darüber erstaunt, dann gereizt. Nun ist er beleidigt. Eine Vorstellung von Tableaux, die neulich gegeben worden, war die Veranlassung dazu. Er hatte ausgeschlagen mitzuspielen, und seine Pflichten bey seinem Zögling dienten ihm zur Entschuldigung. Ich hatte keine so geltenden Gründe anzuführen. So machte ich im Anfang zum Scheine mit; aber der Entschluß, mich nicht an der Seite jenes Weibes zur Schau zu stellen, war fest in mir. Ich müßte mich sehr irren, wenn nicht der Gedanke zu der ganzen Sache von ihr selbst auf

eine geſchickte Art in die Seele der Fürſtinn geworfen worden wäre. Der Erfolg ſchien Anfangs ihre Berechnung zu täuſchen. Fahrnau ſpielte nicht mit, und ich erſchien bey den Proben. Sie war mißlaunig, hatte immer Krämpfe, war ſtill, zerſtreut. Der Tag der Aufführung rückte heran, und ich bekam nun, wie ich mirs vorgenommen hatte, einen ſehr heftigen Schnupfen. Meine Perſon in dem einzigen Bild, in dem ich zu figuriren hatte, war bald erſetzt; aber als ich entfernt war, zeigte ſich auf einmahl ein Hinderniß, daß derſelbe Spieler nicht in zwey aufeinander folgenden Tableaux erſcheinen konnte. Theſeus, in dem letzten Gemählde, ſollte eine ſchöne jugendliche Heldengeſtalt ſeyn. Man fand ungeheure Schwierigkeiten, Milota's Coſtüme ſo ſchnell zu ändern. Ein Anderer war nicht da, oder ſollte nicht da ſeyn, man wußte das der Fürſtinn leicht begreiflich zu machen, kurz, es wurde zum Erbprinzen hinüber geſchickt, Fahrnau mußte erſcheinen, das Coſtüme, die Stellung probiren, und die Aufführung hatte Statt.

Ich kenne dieſes Gemählde eines hieſigen Künſtlers. Es iſt ſchön gemahlt, und vorzüglich gut gedacht. Ariadne, in allem Schmerz verrathener Liebe und banger Verzweiflung, liegt im Vordergrunde, die Hände flehend gegen den Grauſamen

ausgestreckt, der in einer überaus schön geordneten Gruppe von seinen Gefährten halb freywillig, halb mit Gewalt auf's Schiff gezogen wird. Theseus Stellung ist meisterlich. In dem halbvorgebogenen Oberleib, in der kühnen Wendung des Halses und Kopfes gegen die Knieende, die er verlassen will, verlassen muß, und für die noch immer ein Flüstern der Liebe spricht, ist ungemein viel Leben, und das Costüme, das schon Milota's zierliche Gestalt in ein sehr vortheilhaftes Licht stellte, zeigte Ludwig wirklich wie einen Halbgott. Ich sah die Vorstellung nicht; aber er kleidete sich bey mir an, und ich gestehe Dir, daß ich Rosaliens Macht über sich selbst bewundere, die, wie ich nachher hörte, während und nach dieser Darstellung, wo Umstände und Gemüthslage so auffallend an das eigene Verhältniß erinnern mußten, ihre scheinbare Ruhe beybehielt. Das hat nun Fahrnau's mühsam erhaltenes Gleichgewicht ganz gestört. Er ist übellaunig, zerstreut. Mir hat er ziemlich bitter meinen Eigensinn, wie er es nannte, durchaus nicht mitzuspielen, vorgeworfen; über Rosaliens Gleichgültigkeit aber äußert er sich mit einer Art von seyn sollender Zufriedenheit. Er wünscht ihr und sich Glück, daß es zwischen ihnen dahin gekommen ist; aber er kann nicht

aufhören, ſich gegen mich in lange Erörterungen über den Doppelſinn ihres Characters und über die Widerſprüche in ihrer räthſelhaften Bruſt zu erſchöpfen. Er glaubt in dieſer Offenheit den größten Beweis ſeiner eigenen Ruhe zu finden, und über dieß Weib nur wie über eine ſeltſame Erſcheinung Betrachtungen anzuſtellen; aber die Weitläuftigkeit ſeiner Unterſuchungen, die Bitterkeit mancher Bemerkung, ja ſelbſt der Scharfſinn, womit das Kleinſte aufgeſucht wird, zeigen deutlich, daß ſein Gemüth jetzt von anderen und nicht minder gefährlichen Regungen bewegt wird, ja daß, was der ſich offen hingebenden Leidenſchaft nicht gelungen war, weil eben dieſe Offenheit ſein Zartgefühl beleidigte, nun der ſcheinbaren Kälte, o Gott! vielleicht nur zu bald gelingen wird.

Kann ich ihm das aber ſagen? Kann ich ihm das gefährliche Räthſel löſen, ihm entdecken, daß, und welche Rolle dieß Weib ſpielt, und wie dieſe unbegreifliche Gleichgültigkeit nichts als ein ſehr begreiflicher Kunſtgriff iſt? Soll ich den Nachtwandler wecken, der auf der halsbrecheriſchen Höhe, wenn er noch eine Sicherheit hat, ſie bloß in der Unbewußtheit finden kann?

Oder hätte ich vielleicht meinen Widerwillen gegen jede Production überhaupt, und beſonders

gegen jene unterdrücken sollen, wo mir in dem Gemählde Esther vor Ahasverus die Rolle der zweyten Sclavinn (Rosaliens Gefährtinn), welche die ohnmächtige Esther (Gräfinn Ida O'born) unterstützt, zu Theil ward? Ich fand etwas in meiner Brust, das sich unabläßig gegen diese Gemeinschaft sträubte, und ich entzog mich. Vielleicht würde, wenn ich meine Rolle behalten hätte, dann der Tausch zwischen Milota und Fahrnau nicht Statt gefunden haben? Vielleicht, sage ich! Vielleicht auch nicht! Und welche Lage für mich, Zeuginn jenes Gemähldes gewesen zu seyn, wo die Verlassene zu den Füssen des sich ihr aus Pflicht entziehenden Geliebten, die Buhlerinn vor den Füssen meines Gemahls, lag! Nein! Es war unmöglich!

Denke an meine Ahnungen in Rosenstein, an den verlornen Trauring! Du spottetest in Deinem Briefe ein Bißchen über diese Bangigkeit. Ich will Dir zugeben, daß gar keine Beziehung zwischen dem zufälligen Verlust des Kleinods und Ludwigs drohender Untreue ist; aber da doch das kleinste Ereigniß sowohl Folge als Wirkung in der unendlichen Kette der Begebenheiten, und eigentlich nichts Zufall ist, könnte der Verlust des Ringes nicht eine Warnung gewesen seyn, mich entweder

aufmerksamer zu machen, oder mein Gemüth in stiller Ergebung vorzubereiten?

Noch Etwas muß ich Dir melden, ehe ich diesen langen Brief schließe. Baron Lehmbach, von dem ich Dir so oft mit achtungsvoller Erwähnung geschrieben, macht eine Geschäftsreise, die ihn in euer Städtchen führt. Ich werde ihm Briefe an die Tante und Dich mitgeben. Empfangt ihn freundlich, und sucht ihm seinen Aufenthalt angenehm zu machen! Das wünschen Ludwig und ich; denn wir schätzen ihn beyde sehr. Er ist der Einzige beynahe von allen unsern Badebekannten, den wir mit Vorzug wieder aufgesucht und in unsern Kreis zu ziehen gestrebt haben. Er ist auch nicht glücklich. Ida O'born, die er im Bade nicht ohne Anschein von Hoffnung geliebt, behandelt ihn, seit sie in der Residenz ist, sehr — übermüthig könnte man sagen, wenn Lehmbachs edler Stolz es bis dahin hätte kommen lassen. Sie hat jetzt große Plane. Der reiche, schöne Milota schwärmt um sie, und sie scheint seine Bewerbungen ernstlich zu nehmen, obwohl sie mir nicht ganz aufrichtig vorkommen. Es gibt einen gewissen Character zärtlicher Aufmerksamkeit und innigen Interesses, der, wie ich glaube, seinem Betragen gegen sie immer und ewig fehlt. Doch ist er sehr galant, und ihr

Stolz mit dieſen auffallenden Huldigungen zufrieden. Lehmbach hat ſich ganz zurückgezogen. Er erſcheint nur in den großen Cirkeln, wenn er muß, und ergibt ſich ganz ſeinen Geſchäften, ſeinen holden Kindern, und dem Umgang mit wenigen Freunden. Wie geſagt, wenn er zu Euch kömmt, begegnet ihm um unſertwillen freundlich! Leb wohl!

Siebenter Brief.

Herrmann Walter an Julius von Tengenbach.

—burg, den 14. März 1811.

Willkommen, mein Julius, im Vaterlande, und möchte die milde heimiſche Luft die Wunden Deines Gemüths freundlich heilen, jede ſchmerzende Stelle vernarben, und endlich einmahl in den Hallen Deiner Väter, wo wir jung geweſen, und uns in frohen Knabenſpielen herumgetummelt hatten, Zeit und Gewohnheit den Frieden in Deine Bruſt zurückführen!

Du biſt ſo gut, lieber Julius! Kaum in der Heimath angekommen, iſt die erſte Frage nach meinem Schickſal, meinen Wünſchen. O mein Freund! Jenes iſt, wohl zum Theil durch Deine Vorſorge, leidlich; dieſe ſind, bis auf den für Dein und noch eines theuren Weſens Wohl, alle begraben. Ich habe meine Rechnung mit der Welt, und mit mei-

nem Herzen seit drey Jahren abgeschlossen. Mein Lebensplan ist fest bestimmt. Mein Amt, das ich vom Staate habe, und was durch Deine Geschäfte mir zufließt, reichen hin, mich meinen geringen Ansprüchen gemäß anständig zu erhalten. Besseres habe ich einst gewünscht. Es ist mir nicht geworden, und ich konnte entsagen und entbehren.

Du liebst mich, Julius, ich weiß es; auch bist Du jetzt ruhiger, und mehr mit Dir selbst einig. So höre nun die einfache Geschichte meines Lebens, in so fern es nicht mit dem Deinen zusammentraf, und besonders die meiner letzteren Jahre, während ich, durch Meere und Welttheile von Dir getrennt, weder leicht verirrten Blättern zarte Verhältnisse anvertrauen, noch auf Dein mit dem eigenen Schmerz beschäftigtes Gemüth die Last meines Kummers legen wollte!

Die schönste Zeit meines Lebens war die meiner fröhlichen Kindheit und ersten Jugend, wo ich, auf dem Schlosse Deines Vaters mit Dir erzogen, in sorgenfreyem Muthe einer schimmernden Zukunft voll nützlicher Thätigkeit entgegen sah. Wie wir uns da abmühten, und doch so glücklich waren! Wie wir auf den freyen Bergen uns frey fühlten, und, entzündet durch die Lesung großer Alten, durch manchen schönen Traum neuerer Schriftsteller, Na-

ne zur Beglückung der Menschheit, zur Erneuerung des Veralteten, zur Vervollkommung des ganzen Geschlechts entwarfen! Damahls lag die Welt wie in einer Knospe, Alles mögliche versprechend und gar nichts versagend, vor uns. Die Ahnung, daß es in der Wirklichkeit anders seyn könnte als in unsern Träumen, kam nicht in unsere Seelen. Brust an Brust gedrückt schwuren wir damahls auf der Spitze des Klosterbergs, wo Dein väterliches Schloß, alle Deine Besitzungen, und noch vieler andern Edlen Güter, mit Flecken, Dörfern, Hügeln und Strömen wie eine Mappe unter unsern Füßen lagen, mit reinem Willen Gutes zu wirken, und da unten so viel wahres Glück zu verbreiten, als uns möglich seyn würde. — Schöne Träume! Was ist davon in Erfüllung gegangen?

Du erinnerst Dich vielleicht noch des alten braven Justitiars Haller. Dein Vater liebte ihn nicht. Des Greisen ungeschmeidige Außenseite widerstand dem Gutsherrn, der am Hofe, und jetzt auf seinen Besitzungen, an ein sehr zuvorkommendes Betragen bey seinen Untergebenen gewohnt war. Dennoch mußte er seiner strengen Tugend Gerechtigkeit widerfahren lassen, und der wackere Alte erhielt sich in seinem Amte. Seine ältere Tochter Mathilde war unsere Spielgefährtinn, ein holdes fröhli-

ches Wesen, das Dich mit Deinen ernsten Ansichten, und mich mit meinen Pedantereyen, wie sie es nannte, unaufhörlich neckte, aber übrigens uns Beyden, und vorzüglich dem Pedanten, recht gut war. Wir liebten uns, ohne es uns je gesagt, ja ohne es kaum gedacht zu haben.

Du wurdest mit mir in die Hauptstadt unserer Provinz geschickt, um dort den höheren Unterricht, den unsere Lehrer auf dem Dorf uns nicht geben konnten, zu empfangen. Von da führten Deine Verhältnisse Dich nach fremden Universitäten, während ich im Vaterland mir die Kenntnisse zu erwerben suchte, die nöthig waren, um einst das Amt meines Vaters zu übernehmen. Der alte Haller starb. Er war zu redlich gewesen, um Vermögen zu sammeln. Dein Vater hatte ihn zu wenig geliebt, um für seine Witwe mehr, als er gerade schuldig war, zu thun. Sie sah einer trüben Zukunft entgegen, und verließ Fallowetz mit ihren drey Kindern. Mathilde mußte Tag und Nacht arbeiten, um den Unterhalt für sich und zwey jüngere Geschwister gewinnen zu helfen, und ihre heitere Fröhlichkeit erlag dem langen Druck. Aber auch mein Vater hatte den Ort meiner Geburt verlassen. Eine Kleinigkeit entzweyte ihn mit seinem Herrn, und Beyder Character war nicht darnach, um sich

über die einmahl eröffnete Kluft mit mildem Sinne wieder zu vereinigen. Er ließ ſich an dem Ort nieder, wo ich ſtudierte. Wir lebten auf einem ſehr bequemen Fuß. Von Mathilden hörte ich wenig; doch lebte das Andenken der ſanften Jugendgeſpielinn in mir, und ſpornte mich zu regerem Fleiß an, weil das holde Traumbild einer künftigen Vereinigung mit ihr mir vorſchwebte. Indeß war Vieles geſchehen. Du hatteſt das Familienbündniß, zu dem Du lange zuvor beſtimmt warſt, zerriſſen, auf der Univerſität geheirathet, und brachteſt, als Dein Vater Dir ſterbend verzieh, die junge ſchöne Frau nach Fallowetz.

Um dieſe Zeit fand ſich eine Anſtellung für mich an dem Orte, wo Mathilde lebte, und ich zog ſie jeder anderen vor. Ich ſah ſie wieder. Sie war noch ſehr hübſch, ſehr gut, ja wohl noch beſſer, als damahls in ungeprüfter Jugend; aber Jahre und häuslicher Kummer hatten die friſchen Wangen gebleicht, und den Zauber harmloſen Frohſinns zerſtört. Mir erſchien ſie nur deſto anziehender. Wir liebten uns mit inniger treuer Liebe, und mein Plan für die Zukunft war gemacht. Zwar konnte ich damahls noch nicht daran denken, ihr meine Hand anzubiethen; aber ich durfte auf Beförderung zählen, und meines Vaters Vermögen galt für bedeu-

tend. Eben um diese Zeit meiner stillen Hoffnungen war es, als der Himmel Deines Glückes über Dir zusammenbrach. Du vermochtest nicht unter seinen Trümmern zu leben, gingst in die weite Welt, und durch drey Jahre wußte Niemand Etwas von Deinem Aufenthalt. Ich trauerte um Dich, und schämte mich bisweilen an der Schwelle meines künftigen Glücks einer so lächelnden Zukunft entgegen zu sehen, indeß mein Freund, zu viel höheren Ansprüchen geboren, durch ein feindseliges Geschick aus seiner Bahn geworfen, unstät in fremden Regionen irrte, oder bereits ein unbekanntes Grab unter fernem Himmel gefunden hatte.

Da traf, damit uns einerley Schicksal, wie einerley Gesinnung vereinige, auch mich der schwere Schlag. Mein Vater starb, und hinterließ beynahe nichts. Dieß Wenige gebührte seiner Witwe und zwey unerzogenen Stiefbrüdern. Ich, der bereits im Stande war, mein Brot zu verdienen, konnte keine Ansprüche darauf machen; aber meine Zukunft war zertrümmert. Bey der gewaltsamen Störung der öffentlichen Wohlfahrt, die zu gleicher Zeit unsern Staat einer fremden Herrschaft überlieferte, blieben nur wenige Aussichten auf Beförderung übrig, und diese wenigen wurden von Vielen in Anspruch genommen, die mehr Schutz und Fürspra-

che hatten, als ich. Ich entdeckte Mathilden dieſe Lage der Dinge, und gab ihr mit ihrer Treue auch die Freyheit, einen Anderen, Glücklicheren, zu wählen, zurück.

Laß mich über dieſen trübſten Zeitpunct meines Lebens hinweggehen! Ich habe Mathilden ſeitdem kaum zweymahl geſehen! und nie geſprochen. Vor zwey Jahren verließ ſie **burg. Sie fand eine anſtändige Verſorgung bey einer reichen Pohlniſchen Dame, deren Kränklichkeit und Launen ihr die ſtete Begleitung einer Geſellſchafterinn zur Nothwendigkeit machten. Mathilde dachte an ihre Mutter, gab ihre Freyheit hin, und reiſet nun mit dieſer Dame unabläßig herum. Soll ich Dir den Nahmen der Dame nennen?

Du erräthſt ihn, und kenneſt mit ihm Mathildens Loos. Wir ſchreiben uns nicht. Nur zuweilen, wenn ich ihre alte Mutter beſuche, höre ich etwas von ihr. Ich wollte ſie ganz freygeben, und mein ſchweres Werk nicht halb thun.

Jetzt weißt Du alles, was Du zu wiſſen verlangteſt. Ich lebe ſtill meiner Pflicht. Meine Hoffnungen und Freuden ſind geſtorben. Aber ſollten es denn wirklich auch die Deinigen ſeyn? Ich habe über Deinen Brief lang und reiflich nachgedacht. Der Gedanke, Dich noch immer ſo unglücklich zu

wissen, hat mich schwer gedrückt. Alle Aussichten Deiner stolzen kräftigen Jugend standen vor meiner Seele auf, und ich kann die Vorstellung nicht fassen, daß das Alles vernichtet seyn, und Du, den Natur und Glück zu so Großem bestimmt hatten, in leerem Wirken für Andere, die es Dir nicht einmahl danken, vergehen solltest?

Warum das? Weil Du gebunden bist, während Jene, die den Knoten auf ihrer Seite freventlich zerriß, ungehindert in der Welt flattern darf? Weil Du durch dieß einseitige Verhältniß Dich verhindert glaubst, eine zweyte Wahl nach Deinem Herzen zu treffen, und als Vater und Gatte wieder glücklich zu werden? Julius! Du kennst mich, und weißt, daß mich weder jemahls Lüsternheit verlockt hat, ein Gesetz, das mit Weisheit gegeben ward, tollkühn zu überschreiten, noch eitler Wahn oder Unglaube mich verführten, die Lehren der Kirche, in denen Tausende ihr Wohlseyn finden, zu verspotten. Aber wenn Du in Deinem Verhältnisse Dich noch immer gebunden glaubst, und dieser Glaube die freye Ausübung einer Kraft lähmt, welche die Natur Dir für Dein und Anderer Glück gegeben hat, so kann ich darin nur — verzeih, wenn ich es so nenne — ein Vorurtheil, oder, um richtiger zu reden, den übriggebliebenen Druck von längst

abgenommenen Ketten erkennen, der Deiner gedrückten Seele das Gefühl ihres geträumten Daseyns vorspiegelt, wie man noch lange eine Last auf den müden Armen zu fühlen wähnt, wenn man sie längst abgeworfen hat. Sie hat sich frey gemacht; dadurch hat sie auch Dich entbunden. Eure Ehe ist gelöset, denn sie hat bereits den zweyten Gemahl. Dein Schwur ist vernichtet durch ihre Treulosigkeit, und weder menschliche noch kirchliche Strafen könnten Dich treffen, wenn Du die Freyheit, die sie Dir gegeben, für Dich brauchtest. Glaubst Du aber, um der Schwachen willen, eine Förmlichkeit nöthig zu haben, so wende Dich an Deinen Bischoff, oder nach Rom, und ich bin überzeugt, es wird Deinen Gründen und Deinen Mitteln nicht an Überzeugungskraft fehlen. Deine Ehe wird feyerlich für aufgelöst erklärt, und Dir die Freyheit gegeben werden, Dein edles Herz für sich und seine nächsten Umgebungen wieder zweckmäßig und segensreich wirken zu lassen. Denke diesen Andeutungen nach: Prüfe, überlege, und laß mich hoffen, daß Dein heller Sinn endlich über die Nebel, die ein feindliches Geschick auf Dein Daseyn gehäuft hat, siegen, und Dich wieder dem frohen Genuß Deiner Kräfte und des Lebens wiedergeben soll! Leb wohl!

Achter Brief.

Rosalie von Sarewsky an Bertha von Selnitz.

Aus der Residenz den 15ten März 1811.

Ich fange an, an die Güte Deines Rathes zu glauben. Ein schwaches, fernes Dämmerlicht eines Hoffnungsmorgens geht über meinem umnachteten Daseyn auf. Ich habe ihn durch meine Kälte gereizt, er fühlt sich beleidigt, er begegnet mir mit offenbarer Vernachläßigung, er ist nicht mehr ruhig, nicht unbefangen, und — O Gott! Gott! Wenn dieser dornichte mühevolle Weg ans Ziel führte! Wenn es mir gelänge!

So hebt mich die Woge freudiger Zuversicht hoch empor, um mich bey der klaren Besinnung des nächsten Augenblicks sogleich wieder in bodenlose Tiefe zu stürzen, wo Verzweiflung, Verlassenheit, Verachtung vom Geliebten — o das ist das schmerz-

lichste aller Gefühle — und hoffnungsloser Gram wohnen. Und wenn Fahrnau's Unwille dazu führte? Wenn der Vorzug, den ich einem erbärmlichen, fast lächerlichen abgelebten Gecken gebe, ihm mein Herz verdächtig machte? Wenn er an niedrige Triebe, an Liebe zu Einfluß, zu Gold, an armselige Eitelkeit von meiner Seite glauben könnte?

Nein, nein, das kann er nicht! Er kennt mein Herz und seine Tiefen, die sich oft genug vor ihm entfaltet haben. Aber wenn Eleonorens Einflüsterungen — Sie sind jetzt immer zusammen, und scheinen sich ganz verständigt zu haben. O ich bin unaussprechlich elend, verstrickt in ein endloses Labyrinth von Beziehungen und Rücksichten, die, eine so nothwendig wie die andere, sich doch gegenseitig bestreiten, und alle von Einem höchsten über Alles Herrschenden bedingt sind, das meine Hoffnung, meine Kräfte mein Leben regieret!

Ich muß den Hofmarschall schonen. Er ist das unwissende, aber mächtige Werkzeug meiner Absichten. Durch ihn habe ich den Fürsten zuerst auf Fahrnau aufmerksam machen lassen, durch ihn wurde er ihm auch persönlich bekannt. Was sich hernach machte, war die Wirkung von Fahrnau's eigenem Werthe; und wenn es gleich in meinem Plane lag, daß er an den Hof, und dadurch an

die Stadt gebunden würde, so lag doch eben diese Art der Anstellung, die ihn sehr eng umschränkte, nicht darin. Durch jenen armen Menschen, der, ohne es zu ahnen, schon mehrere meiner Absichten ausgeführt hat, hoffe ich wohl auch ferner einzuleiten, was ich durchgesetzt haben will; aber da ein Zufall ihm mein ehemahliges Verhältniß zu Ludwig entdeckt hat, so muß ich mich doppelt in Acht nehmen, um nicht durch Enthüllung meiner wahren Gesinnung mich meines Werkzeugs früher zu berauben, als mein Werk vollendet ist.

Was mich diese Vorsicht, diese Verstellung kostet, und wie ich mich dadurch gemartert fühle, kannst Du, die mich kennt, leicht ermessen. Frey wie die Luft, entsetzt vor jeder Art von Falschheit, ja vor jeder Absichtlichkeit, bewegte sich von jeher mein Wesen in den leichten Regionen phantasiereicher Unabhängigkeit, und ich folgte dem Zuge meines Herzens mit dem vollen Bewußtseyn, daß es mich nie zum Unrechten, nie zum Gemeinen führen würde. Und jetzt? Ich schäme mich meiner selbst, wenn ich mich wie eine häßliche Spinne in der Mitte eines künstlichen Gewebes denke. Ach die Spinne spann es aus den Fäden, die ihr Leben nähren! So that auch ich; und wenn es zerreißt, dann reißt auch mein Leben mit.

O Ludwig! Keine von allen Qualen, Entbehrungen und Schmerzen, die ich schon um Deinetwillen ertrug, ist mit dieser gänzlichen Verläugnung und Entfremdung meines eigensten Selbsts, mit dieser künstlichen Rolle zu vergleichen, die Du mich jetzt zu spielen zwingst!

So, liebe Bertha, stehen nun die Sachen. Es erscheint eine Möglichkeit der Hoffnung. Mehr aber, als diese Möglichkeit, die auf der Bemerkung beruht, daß wenigstens eine Regung in jene starre Gleichgültigkeit gekommen sey, ist es auch nicht. O wann, wann wird dieser schwachen Dämmerung der erste bleiche Lichtstrahl folgen!

Es stehet ein großes Fest bevor, mit welchem die Fürstinn die Ankunft ihres Bruders feyern will. Hier ließe sich vielleicht etwas thun. Ich habe einen Gedanken, aber es ist noch ein Embryo, und bedarf erst einer weiteren Ausbildung. Sobald ich etwas, niederschlagendes oder erhebendes, erlebe, sollst Du es wissen.

Neunter Brief.

Die Gräfinn von Wingheim an ihre Schweſter.

Aus der Reſidenz den 16ten März 1811.

Wenn Du dieſen Brief erhältſt, liebe Schweſter, ſo laß in meinem Hauſe Alles zu meinem Empfange zubereiten; denn ich denke längſtens in vierzehn Tagen in **g einzutreffen. Es ſind Umſtände eingetreten, die einen längern Aufenthalt hier peinlich machen würden, und ſo fordern es Anſtand und Klugheit, einen Ort zu verlaſſen, an dem uns nur immer unangenehmere Ereigniſſe erwarten.

Wir haben beyde, liebe Roſine, lange genug in der Welt gelebt, um uns unſere Grundſätze zu bilden, ihnen nachzuleben, und auch wohl nie mehr davon zu weichen. Es würde alſo vergeblich, ja thöricht ſeyn, mit Dir über die Deinigen zu rechten. Indeſſen bringt es die Selbſtliebe, deren

Tochter die Eitelkeit ist, mit sich, daß wir uns eines gewissen befriedigten Gefühls nicht ganz erwehren können, wenn der Erfolg unsere Ansichten, die wir im Widerspruch mit Andern hegten, und durch gute Gründe zu unterstützen wußten, rechtfertigt. So geht es mir jetzt, und obgleich ich inniges Mitleid mit Ida's zerstörten Hoffnungen trage, und gern alles Mögliche thun würde, die Last, die jetzt auf ihrem Herzen liegt, freundlich abzulösen, muß ich doch sagen: ich habe es vorgesehen, vorgesagt, und ich segne im Ganzen den Gang, den die Vorsicht mit dem Schicksal dieses mir theuern Geschöpfes nahm.

Ihre Briefe werden Dich von den Verhältnissen und Hoffnungen unterrichtet haben, in denen sie sich mit Baron Lehmbach, mit dem Fürsten, und jenem Grafen Milota befand, der nächst Fahrnau in unsern Cirkeln die meiste Aufmerksamkeit erregt.

Meine Gesinnungen über diese Männer sind Dir bekannt. Den Fürsten hielt ich in seinen abgelebten Jahren und mit seinem beschränkten Geiste unserer Ida unwürdig. Milota war reich, schimmernd, jung und voll Geist. Der Verstand konnte nichts wider ihn einwenden, aber mein Herz fand allerley Bedenken. Er war im Anfange sei-

nes Aufenthalts in der Residenz um jede schöne Blume gestattet. Zuletzt schien er sich zwar für Ida zu entscheiden, er zeichnete sie auf jede Art aus, und nährte in ihr, und Allen, die ihn beobachteten, gegründete Hoffnungen, daß er sich nächstens erklären, und ihr seine freye Hand und sein großes Vermögen anbiethen würde: aber diese Erklärung verzog sich von einer Woche zur andern, ohne daß man eine Ursache davon einsah, und dieß, nebst der ganzen Abgemessenheit des jungen Menschen, die mitten durch ein tollscheinendes Betragen nur zu wohl durchblickte, flößte mir Mißtrauen ein.

Meine Wahl war daher unter den Bewerbern um Ida's Gunst längst entschieden. Lehmbach, vor der Welt vielleicht der unscheinbarste von ihnen, erschien mir im würdigsten Licht. Er war von geringerer Geburt, als die beyden Andern, aber seine Talente hatten ihm einen Platz verschafft, der ihm erlaubte, sich dicht neben sie zu stellen. Wenn sein Witz nicht so schimmerte, wie jener des Grafen, so übertraf er ihn an soliden Kenntnissen, und den Fürsten ließ er in dieser Rücksicht weit hinter sich. Sein Vermögen war zwar mit dem dieser Beyden nicht zu vergleichen, aber er hatte Jugend und Wohlgestalt gegen den Fürsten, und eine offe-

ne, rechtliche Liebe gegen Milota's galantes künstliches Betragen in die Wagschale zu legen.

Ich sagte das Ida sehr oft, und schrieb es auch Dir. Ihr waret beyde anderer Meinung. In **bad trug es der Fürst bey Dir, in der Residenz Milota bey Ida über Lehmbach davon. Auch das hätte ich ihr noch mögen zu Guten halten; aber was ich nicht billigen konnte, war die Art, wie sie Lehmbach behandelte, und die wahrlich an Übermuth grenzte. Er fühlte es tief, denn er hatte es nicht verdient. Er zog sich endlich zurück, und überließ Ida ihrem Stolz und ihren Hoffnungen.

Doch eben diese Hoffnungen blieben Wochen, ja, Monathe lang, was sie waren. Der Graf betrug sich immer gleich aufmerksam, gleich galant, selten zärtlich, oft künstlich. Ich suchte Ida bemerkbar zu machen, daß wahre Liebe sich nicht so benehme, ja sich so umsichtig und klug zu erhalten gar nicht im Stande sey; aber ihr lebhafter Wunsch, ihre hohe Meinung von Milota, und, um die Sache mit dem wahren Nahmen zu nennen, ihre Eitelkeit erlaubten ihr nicht, hier klar zu sehen, und meiner Warnung Gehör zu geben. Mit einem Scharfsinn, den ich bewundern mußte, so wenig ich glaube, daß er bey einem wahrhaft liebenden Herzen Platz gefunden hätte, wußte sie sich alle

räthselhaften Wendungen seines Benehmens zu deuten, die günstigen in vollem Lichte aufzufassen, und sich durch keine meiner Bemerkungen in ihrer Ansicht irre machen zu lassen. Ich hatte vielmehr dadurch nichts erreicht, als ihr Herz von mir zu entfremden, das sich bald ganz und ausschließend zu Dir, als derjenigen Vertrauten, wandte, die nun freylich die beste und natürlichste, aber in diesem Fall auch die partheyischeste war.

So vergingen vier Monathe, als wir hörten, Milota's Vater werde erwartet, um seinen Sohn von hier abzuhohlen. Nun glaubte Ida das Ziel ihrer Wünsche zu fassen. Der alte Graf kam an, ein würdiger, gebildeter Mann, der uns öfters besuchte, und mit Auszeichnung behandelte, aber auch nicht das Geringste in seinem Betragen verrieth, was auf Ida's Hoffnungen deutete. Jetzt zum ersten Mahl fing auch in ihrer Brust ein Zweifel sich zu regen an, besonders nachdem der Sohn seit des Vaters Anwesenheit viel seltener, und nie ohne diesen zu uns kam. Aber noch sträubte sich ihr Stolz gegen die Anerkennung irgend eines Irrthums, bis endlich hier und dort sich erst leise, dann lauter, das Gerücht verbreitete, der alte Milota sey gekommen, um mit Graf Isenheim das Heirathsgeschäft zwischen dessen Tochter, die auf dem Lande bey ihrer

Mutter lebt, und ſeinem Sohne zu beendigen, indem die beyden jungen Leute ſchon ſeit ihrer Jugend verſprochen waren, und die Verbindung nur aus Familien-Rückſichten vor der Welt geheim gehalten wurde.

Ich ſah die gewaltſame Wirkung wohl, welche dieſe Nachrichten auf Ida's Gemüth machten. Aber ihr Stolz, und ihre vorige Zurückhaltung erlaubten ihr nicht, mit mir darüber zu ſprechen, und durch eine ſolche Mittheilung ihr gepreßtes Herz zu erleichtern. Sie litt, das konnte ich ſehen; aber ſie trug ihr Anliegen mit Kraft und ſcheinbarer Gleichgültigkeit, bis vorgeſtern Jemand bey uns eintrat, der eben vom Hofe kam, wo der alte Graf die bevorſtehende Heirath ſeines Sohnes förmlich erklärt, und ihn als Bräutigam dem Fürſten vorgeſtellt hatte. Ich ſah auf Ida, und ich muß Dir geſtehen, daß Mitleid und Bewunderung ſich in mir miſchten, indem ich ſie beobachtete. Sie erblaßte zuerſt, und ihr Auge erloſch, ſo daß ich glaubte, ſie würde umſinken. Dann fuhr eine Purpurgluth über ihr Geſicht, ihre Blicke flammten, ſie zitterte; aber ſie beherrſchte dieß Zittern, ja ſogar ihre Stimme, als ſie ſich gleich darauf ins Geſpräch miſchte, verrieth den Sturm nicht, der in ihrem Innern vorging. Kein Menſch, als wer ſo

genau mit der Geſchichte ihres Herzens vertraut war, wie ich, konnte das Geringſte an ihr merken. So iſt ſie noch. Kein Wort nennet den Niederträchtigen, der ſie ſo lange mit täuſchenden Hoffnungen hinhielt. Sie verliert keinen Laut über die Geſchichte, auch nicht gegen mich. Sie thut überhaupt jetzt gar nichts. Sie zeichnet nicht, ſingt nicht, arbeitet nicht, ſie ſchläft auch nicht, ſie ißt beynahe nichts, aber ſie läuft den ganzen Tag von einem Beſuch zum andern, lacht, plaudert, tobt, könnte man ſagen, in toller Laune, und ſcheint luſtiger als je.

Dieſe Comödie mag die Welt täuſchen, und das iſt, wenn Du willſt, recht; mich täuſchet ſie nicht. Ich leſe in Ida's Herzen, ich ſehe den aufreibenden Kampf, der in ihm vorgeht, und ich fürchte für ihre Geſundheit. Darum habe ich beſchloſſen, obgleich mein Prozeß meine Anweſenheit hier wohl noch verlangte, das arme Mädchen weg, und in Deine Arme zu führen, damit ſie keine Zeuginn der weiteren Ereigniſſe, und beſonders nicht der Hochzeitfeyerlichkeiten ſeyn dürfe, welche, wie man ſagt, in fünf bis ſechs Wochen mit vielem Pomp gefeyert werden ſollen.

Ich hielt es für meine Pflicht, Dir von dieſem allem, und beſonders von meinem vorhabenden Schritt Nachricht zu geben; denn ich ſehe wohl,

daß Ida sich nicht überwinden kann, über eine Sache zu sprechen, die ihren Stolz so sehr verwundet. Was mich betrifft, so preise ich, wie ich Dir im Eingange meines Briefes gesagt habe, die Vorsicht, daß es so gekommen ist. Ein Mensch, der so falsch, ja so schadenfroh seyn kann, ein Mädchen, welches ihm auf keinerley Art durch ihr Betragen ein Recht dazu gegeben, so künstlich zu täuschen, würde weder Ida, noch irgend eine Frau glücklich machen. Gottlob! der Zauber ist zerstört, und wenn auch Ida's Herz für den Augenblick blutet, so ist das besser, als wenn sie ihr ganzes Leben hindurch bereuen müßte. Auch ist sie muthig und stark, jung und frohen Sinnes, und solche Narben verharrschen mit der Zeit. Sie kann noch wohl warten, und der Freyer, der sie verdient, bleibt ihr nicht aus. Darum bin ich mitten unter diesen Stürmen getrosten Muthes, und hoffe, daß, wenn wir nur erst bey Dir sind, sich Alles geben wird.

Zehnter Brief.

Gräfinn Ida von O'born an ihre Mutter.

Aus der Reſidenz den 24ſten März 1811.

Nach dem, was ich aus den Reden der Tante ſchließen konnte, hat ſie ihnen vor einigen Tagen Nachricht von den Vorfällen der letzten Zeit gegeben, und auch von unſerer bevorſtehenden Reiſe Meldung gethan. Daraus wird nun nichts. Die Umſtände haben ſich plötzlich verändert, und ich freue mich, geliebte Mutter, ihnen ein eben ſo unerwartetes, als höchſt angenehmes Ereigniß anzukündigen. Es hat ſich eine bedeutende, ja, ich darf ſagen, eine in aller Rückſicht wünſchenswerthe Parthie für mich gefunden, zu welcher ich Ihre und Tantens Einwilligung ſchnell zu erhalten nicht zweifle.

Ein Graf von Lichtwerth, Sohn des **ſchen Geſandten am hieſigen Hofe iſt vor drey Wochen

hier angekommen. Sein Vater hat ihn in den Gesellschaften vorgestellt, und, obwohl er sonst unser Haus selten besuchte, ihn auch sogleich bey uns eingeführt.

Ich konnte aus Allem, was ich sah, schließen, daß dieß nicht ohne Absicht geschah, und es hat sich also bewährt. Gestern hat der Vater bey der Tante um mich angehalten, und ich eile, Ihnen genaue Nachricht von allen Umständen zu geben, und recht dringend um Ihre Einwilligung zu bitten.

Der junge Lichtwerth ist nicht schön, aber er ist nicht abschreckend. Eine lange Kränklichkeit hat ihn in seinen Kinderjahren von früher Anstrengung abgehalten, aber Fleiß und Beharrlichkeit haben in der Folge das Fehlende ersetzt. Er hat keinen schimmernden Verstand, aber er hat gesunde Beurtheilungskraft, und viele schöne Kenntnisse in der Botanik, Chemie, Ökonomie, die ihm auf seinen weitläufigen Gütern sehr zu Statten kommen, und zugleich eine unerschöpfliche Quelle von Zerstreuung und Unterhaltung für ihn, und seine nächsten Umgebungen sind. Er ist der älteste Sohn, seines Vaters Vermögen ist sehr groß, die Familie alt, glänzend, von jeher durch wichtige Staats- und Kriegsdienste vortheilhaft ausgezeichnet. Wilhelm, so heißt der junge Graf, lebt auf einem

Gute, das ihm sein Vater bereits abgetreten hat, und das er auf's vortheilhafteste bewirthschaftet. Von seiner Mutter, die von ihrem Mann seit langen Jahren getrennt lebt, hat er ebenfalls einiges Vermögen zu erwarten; denn er ist ihr einziger Sohn, und seine beyden Brüder sind Kinder der zweyten Frau des Grafen. Er würde, mir zu gefallen, den Winter in einer Residenz zubringen, und ich soll die Freyheit haben, wenn mir das Gut, auf dem er jetzt lebt, nicht gefiele, mir unter den Gütern seines Vaters ein anderes zum Wohnort zu erwählen.

So sind die Umstände, liebste Mutter, und was ließe sich wohl gegen eine solche Parthie einwenden? Darum füge ich, um Sie zu bestimmen, nichts mehr hinzu, als die Versicherung, daß diese Heirath oder vielmehr Ihre Einwilligung dazu alle dringenden Wünsche meines Herzens erfüllen, und mich unaussprechlich glücklich machen würde. Ich weiß, daß Sie mich mit dem zärtlichsten Muttergefühl lieben, daß mein Glück Ihnen theuer ist, und daß Sie von dem Stande der Dinge und meinen gegenwärtigen Verhältnissen unterrichtet sind. Ich muß heirathen, je eher und glänzender, desto besser. O versagen Sie mir Ihre gütige Einwilligung nicht! Je

ſchneller ich ſie erhalte, deſto glücklicher wird ſie mich machen. Mutter! Theure, geliebte Mutter! Sieh dein Kind vor dir auf den Knieen! Höre ſein dringendes Flehen, und gewähre, was du nicht verweigern kannſt, ohne mich grenzenlos unglücklich zu machen!

Eilfter Brief.

Die Gräfinn von Wingheim an ihre Schweſter.

Aus der Reſidenz den 24ten März 1811.

Ida hat mir geſagt, daß ſie Dir von einem neuen Ereigniß, und von einem Entſchluß Nachricht gegeben hat, worauf ihre ganze Seele jetzt mit Heftigkeit gerichtet iſt, welcher mir aber theils eben deßwegen, weil dieſe Heftigkeit das Mädchen hindert, vorurtheilslos zu ſehen, theils ſeiner ganzen Natur wegen höchſt zuwider, und wahrhaft verderblich ſcheint.

Was ſie Dir in Rückſicht der Vermögensumſtände des Freyers und der Familien-Einrichtungen geſchrieben hat, iſt wahr. Lichtwerth iſt in dieſer Hinſicht eine der beſten Parthien, die man für ein Mädchen wünſchen kann. Aber ſeine Geſtalt iſt unanſehnlich, und ſeine Geſundheit ſchon von Geburt an ſchwächlich. Auch hat dieſe körperliche

Schwäche auf seinen Geist gewirkt, und wie im physischen so auch im moralischen hat bloß eine vortreffliche Erziehung ihn zum Theil aus dieser traurigen Lage gerissen. Er hat zwar allerley gelernt, und ist nicht eben dumm, nicht eben krank, und auch nicht eben widrig; aber er ist doch durchaus kein Mann, der ein Mädchen von so viel Verstand, Schönheit und Talenten, wie unsere Ida, glücklich machen könnte. Woher ihr schneller Entschluß stammt, kannst Du errathen. Es ist der durch Milota's Falschheit gekränkte Stolz. Sie will nicht als eine Verlassene vor der Welt erscheinen, und vielmehr zeigen, daß sie einen noch reicheren, glänzenderen Freyer hat finden können; denn der Gesandschaftsposten des Vaters wirft einen hellen Schein auf den Sohn. Sie setzt gerade ihren Stolz darein, noch vor, oder wenigstens zugleich mit Milota getraut zu werden, und es scheint sie am meisten zu kitzeln, daß sie an Pracht und Schmuck, wie an Gestalt und Talenten, Milota's Braut, die ein einfaches Landmädchen ohne Vermögen ist, verdunkeln wird. Das sind die Beweggründe ihrer Heirath, darum will sie ihr ganzes Lebensglück opfern, und, wie ein rasender Spieler an der Pharobank, ihre Ruhe, ihre Freuden, ja vielleicht ihr

Gewissen auf eine Karte der Eitelkeit und gekränkten Liebe setzen.

O laß das nicht zu, liebe Schwester! Sprich durch Dein mütterliches Ansehen dazwischen, und halte sie ab, in ihr Verderben an der Seite eines halb blöden Mannes zu laufen! Ich habe gethan, was ich konnte; aber ich habe längst ihr Vertrauen verloren, und der nur zu richtige Erfolg meiner Warnung hat, statt ihren guten Verstand für meine Ansichten zu gewinnen, ihr Gemüth, wie es scheint, noch mehr von mir gewendet. Wenn sie diesen Mann nimmt, und mein unglücklicher Einfall, sie mit mir ins Bad und hierher in die Residenz zu führen, so traurige Folgen hat, dann muß ich den Tag unter meine unglücklichsten rechnen, wo er zuerst in mir entstand, und weder meine gebesserte Gesundheit, noch der hoffnungsvolle Gang meiner Geschäfte werden mich über das dadurch entstandene Unglück trösten. Leb wohl!

N. S. Noch muß ich beysetzen, daß Lichtwerths Mutter jene Frau ist, die Graf O'born vor Dir hätte heirathen sollen, und die dann später — Doch Du weißt das selbst besser als ich, und es bedarf wohl dieses Umstands nicht, Dich gegen eine Heirath zu bestimmen, welche ohnedieß auf jede Art verwerflich ist.

Zwölfter Brief.

Die Gräfinn von O'born an ihre Schweſter.

— — g den 30ſten März 1811.

Zu der Heirath mit dem Grafen Lichtwerth kann und werde ich nie meine Einwilligung geben; denn obwohl ich die Sache aus einem ganz verſchiedenen Geſichtspuncte anſehe, als Du, ſo ſtimme ich doch in der Hauptſache ganz mit Dir überein: meine Tochter ſoll nie — nie — ihre Hand in die des Grafen Lichtwerth legen!

Du weißt, weſſen Sohn er iſt, und Du kannſt noch andere Gründe anführen?

Nur mit meinem Tod wird der Haß gegen das Weib, das ihn erzeugte, meine Bruſt verlaſſen, und wenn ich im Stande wäre, Pöbelmeinungen beyzupflichten, würde ich ſagen: Sieh die Strafe ihrer Sünden an dem elenden geiſt- und körperſchwachen Kinde!

Das darf zwar Ida nicht erfahren. Ihr werde ich andere Gründe sagen; aber heirathen — heirathen darf sie ihn nicht.

In ihre Gefühle, Milota's wegen, gehe ich ganz ein, obwohl sie auch gegen mich kein Wort über diese schändliche Täuschung verliert, und zu stolz zum Klagen ist. Sie nennet mir seinen Nahmen seit vier Wochen nicht mehr in ihren Briefen. Er ist ein Niederträchtiger, und Ida soll vor der Welt glänzend gerächt und neidenswerth dastehen. Aber Lichtwerth ist nicht der Mann, dem diese Rache anzuvertrauen ist. Ich muß schließen. Die Post geht bald ab, und ich habe meiner Tochter noch viel zu sagen. Leb wohl!

Dreyzehnter Brief.

Die Gräfinn von O'born an ihre Tochter Ida.

——g den 30sten März 1811.

Was Du mit so viel Zuversicht von mir zu erhalten hofftest, mein geliebtes Kind, bin ich, so leid es mir ist, nicht im Stande, Dir zu geben, nähmlich meine Einwilligung zu Deiner Heirath mit dem **schen Cavalier. Ich sage Dir das unumwunden und schnell; denn Du bist vernünftig, meine Tochter, und Dein Herz ist, wie ich es jederzeit wünschte, bey diesem Plane nicht im Spiele. Aber so wie ich von jeher gewohnt war, nichts ohne gute Gründe von Dir zu verlangen, so will ich Dir die meinigen auch jetzt auseinandersetzen. Du wirst dann nicht mir, sondern der Vernunft gehorchen, die durch mich zu Dir spricht, und dieser gehorcht es sich ja leicht.

Ich kann mich in Deine Lage und Deine An-

sichten von dem Stand der Dinge ganz hinein denken, obwohl Du seit einiger Zeit eines gewissen Verhältnisses, das früher, und fast den ganzen Winter hindurch, den Hauptinhalt Deiner Briefe ausmachte, nicht mehr erwähntest; ja ich habe eben aus diesem Stillschweigen den Zustand Deines Gemüths entnommen, und kann, wie Du fühlst, und was Du vorhast, im Allgemeinen nur billigen. Im Allgemeinen! Merke wohl! Es steht einem Mädchen allerdings an, bey vereitelten Hoffnungen, wie gerecht sie auch waren, die Gelassene, ja die Unbekümmerte vorzustellen, und auch, wenn sich eine annehmbare Gelegenheit dazu darbiethet, durch eine schimmernde Entschädigung vor der Welt dem Heuchler zu seiner Beschämung, und schadenfrohen Menschen zu ihrer besseren Erkenntniß zu beweisen, daß es nicht allein durch jene Niederträchtigkeit nicht unglücklich, sondern liebenswürdig genug ist, etwas Besseres zu finden. Das ist der allgemeine Satz, und in so fern eine richtige Ansicht. Aber im Einzelnen leidet, ja fordert seine Anwendung Ausnahmen, und daher eine nähere Beleuchtung. Nicht alles, was in der Idee richtig ist, ist es auch in dem Leben. Das ist eben der Vorzug der Verständigen vor den Gelehrten, und kluger Weiber vor schulgebildeten Männern,

daß ſie das Gegenwärtige richtig erkennen, die Theorie von der Praxis zu unterſcheiden, und das allgemein Wahre in richtiger Abänderung auf einen einzelnen Fall anzuwenden wiſſen.

Dieſe vernünftige Anſicht fordert aber von uns, daß wir Alles genau prüfen, um es klar zu erkennen; und da zeigt ſich mir ſogleich in der Schilderung des Grafen Lichtwerth, wie Du ſie mir ſelbſt gemacht, und wie er mir noch aus früherer Bekanntſchaft mit ſeinen Angehörigen erſchienen iſt, daß Du zu Deinen Abſichten nicht paſſend gewählt haſt. Lichtwerth iſt ein armſeliger, beynahe lächerlicher Menſch. Er iſt der Sohn eines widrigen, gehaltloſen Vaters, und einer ſchlechtdenkenden, liederlichen Mutter, die ſich kein Gewiſſen daraus machte, verheirathete Männer von ihrer Pflicht abzulenken, und die Fackel der Zwietracht in ehrliche Häuſer zu werfen, eines Geſchöpfes, weit verächtlicher und dabey unintereſſanter, als eure gelehrte Sarewsky zu ſeyn ſcheint, und mit der ſelbſt ihr Mann, ſo unbedeutend er iſt, nicht leben konnte. Auch haſt Du dieſe Bekanntſchaft erſt gemacht, ſeit jener Heuchler ſich beſtimmt für ſeine erſte Verlobte erklärt, und dadurch gezeigt hat, daß er es nie ehrlich mit Dir meinte. Glaubſt Du, daß die Welt, daß Er ſelbſt dieſe Heirath

für etwas Anderes, als, was sie ist, für einen Nothbehelf halten, daß ihr Gespött Deines elenden Bräutigams und Deiner schonen, und irgend ein Mensch Dich um diese Parthie beneiden werde?

Nein, Ida! Dieser Plan ist nicht zweckmäßig, und folglich nicht gut. Er ist nicht vernünftig; und darum wirst, und mußt Du ihn aufgeben. Ich tadle Deine Absicht nicht, aber Du wählst schlechte Mittel. Höre einen Vorschlag, den ich Dir machen will, der allen Ansichten entspricht, jede Forderung erfüllt, und den Du, wie ich hoffe, mit beyden Händen ergreifen wirst!

Fürst Radvinsky hat, wie ich aus Deinen und der Tante Briefen gesehen habe, seine Bemühungen um Dich nie ganz aufgegeben. Er ist vielleicht nicht so begütert, als Lichtwerth, aber viel mehr als Milota. Er hat Dir einen Fürstenhut zu biethen, da jener nur die ohnedieß Dir angeerbte Grafenkrone um den Myrthenzweig schlingen könnte. Er ist nicht jung, aber er bleibt, was er ist, ein ehrlicher, und in der Welt geachteter Mann. Er liebt Dich längst. Du kannst Milota und die Welt glauben, oder doch darüber in Zweifel lassen, ob Du nicht eben so wohl mit Milota's Neigung, wie er mit Deinen Hoffnungen gespielt,

und ob nicht der Plan, den Fürsten zu heirathen, längst bey Dir beschlossen gewesen.

Dich dem Fürsten zu nähern, die nicht erloschene Gluth zu Flammen zu wecken, und ihn zu einem baldigen Entschluß zu bestimmen, der deinen Wunsch, vor oder mit Milota zugleich an den Altar zu treten, erfüllt, wird meiner klugen, schönen Ida nicht schwer werden, und so sehe ich alle Zwecke in diesem Project auf's schönste vereinigt, deine und meine Wünsche erreicht, und dich an einem Nichtswürdigen gerächt, der deiner nie werth war, und dich nie glücklich gemacht haben würde.

Ein Wort bleibt mir nach Allem diesem noch zu sagen übrig. Du hast unstreitig jetzt unangenehme Stunden gehabt, und hast sie wohl noch. Das thut mir herzlich leid, wie du denken kannst. Aber, liebe Ida, schilt den Arzt nicht, der dir nicht allein sagt, daß dein Übel deiner künftigen Gesundheit beförderlich sey, sondern noch überdieß die bittere Arzeney eines wohlgemeinten Tadels geben muß. Wie konnte meine kluge, verständige Tochter sich nun schon zwey Mahl von Jugend, Wohlgestalt und einem Anstrich von Weltbildung hinreissen lassen, um das erste Mahl bey wirklicher Neigung der Unbedeutenheit des Wesens, und

das zweyte Mahl bey anständig glänzenden Aussichten den Mangel an wirklicher Neigung so ganz zu verkennen? Hat sich Milota wohl jemahls so betragen, daß Du auf eine wahre Liebe von seiner Seite schließen konntest? Trugen nicht Deinen und der Tante Briefen zu Folge alle seine Bestrebungen um Dich vielmehr den Stämpel galanter Artigkeit, als inniger Neigung? Fiel es Dir nicht auf, daß ihr in vollen vier bis fünf Monathen einander nicht näher kamt, und daß er Besonnenheit genug besaß, um sich die ganze Zeit über in den Schranken eines zweydeutigen Benehmens zu halten, das jeder Auslegung fähig war, und zu keiner klaren Überzeugung führte? Wahrlich, liebe Ida, hier hat sich Dein gewohnter Scharfsinn ganz verläugnet. Ich kann mir es nicht anders erklären, als daß Dein Herz schon zu sehr für den Falschen eingenommen, und Dein richtiger Blick mit Nebeln umschleyert war, und so muß ich sagen: Gut, daß es so gekommen, und Du diese bittere Erfahrung gemacht hast! Sie wird Dich in Zukunft vor ähnlichen Mißgriffen bewahren.

Du weißt nun meine Ansicht der Dinge, und die Vorschrift für Dein Betragen. Ich hoffe, daß sie Dir nicht allein als die vernünftigste einleuchten, sondern auch, daß Du sie mit um so willi-

gerem Herzen befolgen wirſt, da Dich ohnedieß keine Neigung, ſo wie kein innerer Gehalt, an dieſen Lichtwerth zieht, und Du Dich zugleich überzeugt halten kannſt, daß ich nie einen Ausſpruch ohne vorhergegangene Prüfung gethan habe, und alſo meine Einwilligung zu einer Heirath mit dieſem Menſchen nun und nimmer zu erhalten ſteht. Leb nun wohl, liebe Tochter, und laß mich durch Dein Betragen ſehen, daß Du mich und die Vernunft liebſt!

Vierzehnter Brief.

Die Gräfinn von Lichtwerth an ihren Sohn.

Rothenberg am 2ten Aprill 1811.

Dein Brief vom 20sten des vorigen Monaths, lieber Sohn, ist sehr spät in meine ländliche Einsamkeit gelangt, indem ich ihn erst diesen Morgen erhalten habe, da er doch dem gewöhnlichen Postenlauf zu Folge schon viel früher hätte eintreffen können. Um so mehr muß ich eilen, Dir auf seinen eben so überraschenden als wichtigen Inhalt Antwort zu geben, und so vielleicht noch einem allzuschnellen Schritte durch meine Einsprache zuvorzukommen.

Aber um dieß zu thun, und Dir, mein einziges, geliebtes Kind, die wahre Gestalt der Verhältnisse, in welche Du zu treten vorhast, klar vor Augen stellen zu können, muß ich ein schweres Werk beginnen, indem ich in meine von fremder

Bosheit und eigener Schwäche verdüsterte Vergangenheit hinabsteige, und Dir über das Schicksal Deiner unglücklichen Mutter jene Aufschlüsse gebe, die Dir sonst, so lange ich lebte, verborgen bleiben, und erst nach meinem Tode durch eine Beylage meines letzten Willens enthüllt werden sollten. Dort ist Alles weitläufig erzählt. Es liegen die Briefe bey, welche Dich am Besten mit der Denkart der Personen, von denen sie vor mehr als zwanzig Jahren geschrieben wurden, bekannt machen können. Es sind endlich alle gerichtlichen Papiere beygeschlossen, aus welchen Du den wahren Stand der Dinge, die Schuld und Unschuld Deiner Mutter, die Härte, die unglücklichen Leidenschaften, und die Schwäche der mithandelnden Personen erkennen kannst.

Lange, lange habe ich an jenem Aufsatze geschrieben. Als er geendet war, glaubte ich meine Rechnung mit der Welt geschlossen. Aber Dein jetziger Plan zwingt mich, das längst Abgethane wieder vorzunehmen, noch einmahl jene traurigen Stunden im Bilde vor meiner Seele vorübergehen zu lassen, noch einmahl mich in die dunkeln Tiefen jener schmerzvollen Zeit zu versenken. Es ist für Dich, für Dein Glück! Der Gedanke wird mich

halten, und ich will mich so kurz fassen, als es möglich ist.

Hier auf Rothenberg, auf der kleinen Bergveste, wo meine Ältern lebten, und die nach ihrem Tode mein Erbtheil ward, bin ich geboren und erzogen worden. Einsam, still, in Gottesfurcht und häuslicher Einfalt floß mein, und unsers ganzen Hauses Leben hin. Wir kamen nie in eine große Stadt, und alle meine Kenntnisse von der Welt und dem Umgange mit Menschen beschränkten sich auf Besuche in der Nachbarschaft, und bey einigen Freunden in der kleinen Stadt, aus welcher wir die wenigen Bedürfnisse hohlten, die unser Landsitz nicht selbst erzeugte, und wo ein Regiment cantoniert war, dessen ältere Offiziere uns zuweilen besuchten. Den jüngeren war der Eintritt in ein Haus, wo nebst mir noch zwey andere sehr hübsche Töchter lebten, streng verwehrt.

Der Oberste dieses Regiments, ein bewährter Freund meiner Ältern, ging ab. Ein anderer kam an seine Stelle. Graf O'born trat auch hierin in die Fußstapfen seines Vorgängers, daß er auf Rothenberg Besuch ablegte, und bald, wie jener, bey uns einheimisch ward. Sein einziger Sohn diente als Adjutant unter ihm. Ein Dienstgeschäft zog ihn einst zum ersten Mahle in unser Haus, wo er

seinem Vater in einer dringenden Angelegenheit Rapport zu erstatten hatte. Bis jetzt hatte ich außer den Söhnen unserer Nachbarn, und einigen jungen Beamten, von denen jene durch Erziehung, diese durch ihre Verhältnisse mir nicht gleich standen, keinen jungen Mann gesehen. Um so lebhafter wirkte der erste Anblick des Grafen auf mich. Eine edle Gestalt, Bescheidenheit, Anstand, und eine überschwengliche Gutmüthigkeit, welche sich in Worten, Mienen und Betragen offenbarte, gewannen ihm nicht bloß mein Herz, sondern zogen auch meine Ältern, und alle, die ihn kennen lernten, an den liebenswürdigen jungen Mann.

Was soll ich Dir lange erzählen, und durch jene schönen Erinnerungen den Stachel meines folgenden Unglücks schärfen? Genug, dem herzlichen bescheidenen Jüngling, dem Sohn des vertrauten Freundes zu Liebe wurde eine Ausnahme von der Regel gemacht. Er durfte uns mit seinem Vater besuchen, er kam auch oft allein, wir lernten uns näher kennen und liebten uns.

Aber der alte Graf hatte ganz andere Absichten mit der Hand und dem Vermögen seines einzigen Sohnes, als ihn Beydes einem einfältigen, nicht reichen Landfräulein biethen zu lassen, das nichts für sich hatte, als eine gute Erziehung und Wohl-

gestalt. Fritz wurde zu einem andern Regiment übersetzt; wir waren getrennt.

Weite Länder, Jahre und Kriegsstürme legten sich zwischen uns. Unsere Briefe wurden aufgefangen, Keines wußte mehr etwas von dem andern. Fritz war indeß bis zum Stabsoffizier vorgerückt, wurde verwundet in das Haus des reichen Herrn von Alvensleben gebracht, lernte dort die schöne, talentvolle Tochter desselben kennen, liebte, und heirathete sie.

Von meinen Empfindungen, als ich diese Nachricht erhielt, sage ich Dir nichts. Der Tod meiner Ältern hatte mich zur Waise gemacht. Ich lebte bey einer Tante in Breslau. Als ich mich wieder aufzurichten und die Welt um mich zu erkennen anfing, kam Dein Vater in die Stadt. Er war jung, angenehm, reich. Er sah mich, und fühlte sich von meinen verblühenden Reizen, ja selbst von meinem Kummer, angezogen. Meine Hoffnung auf Glück war ausgegangen, mein Stolz gekränkt, für Deinen Vater hatte ich Wohlwollen und Achtung, und ward seine Frau.

O'borns Ehe war schimmernd, aber nicht glücklich. Auf den Taumel der ersten Leidenschaft folgte bald die Erkenntniß von der wenigen Übereinstimmung der Gemüther. Der Gräfinn stolzer, harter

Character, ihre ungemeſſene Herrſchſucht, und ihre kalte Modeaufklärung, ſtanden im ſchneidendſten Contraſte mit O'borns weichem, liebeverlangenden Gemüthe, ja ſelbſt ihre guten Eigenſchaften, ihre Beſonnenheit und Weltklugheit ſtießen ſich in unaufhörlicher Reibung an ſeinen Fehlern, die aus einem zu lebhaften Gefühl, mit etwas Leichtſinn verbunden, ſtammten. Sie ſah ihn fehlen, und warf ſich zu ſeiner Hofmeiſterinn auf. Er ertrug dieß ungeduldig. Der Saamen ewiger Zänkereyen war ausgeſtreut; jede Schwäche von O'borns, jede Zurechtweiſung von ihrer Seite verbitterte die Gemüther noch mehr. Sein Herz fand keine Antwort in dem ihrigen, ihr Verſtand überhob ſich in ſcheinbarem Bewußtſeyn ihres Rechts über ihn. Mit Sehnſucht harrte er auf die Geburt des erſten Kindes, die in dem zweyten Jahre ihrer freudenloſen Ehe erfolgte. Sein liebendes Herz hoffte, daß ſich die Gattinn in der Mutter wieder zurecht finden, und ein milderes Gefühl das ſtolze Weib an den Vater ihres Kindes ziehen würde. Er hatte ſich verrechnet. Gräfinn O'born fand ſich eben durch ihre Mutterpflicht, der ſie mit lobenswürdiger Treue vorſtand, von aller Rückſicht auf den Gemahl enthoben, und vernachläßigte nun, da ihr Geiſt einen

andern Gegenstand hatte, auf den er alle seine Thätigkeit wenden konnte, den ersteren völlig.

O'born, bitter getäuscht in dieser letzten Hoffnung auf schuldlose Freuden im Inneren seines Hauses, und empört durch das lieblose Tadeln seines Weibes, suchte auswärts das Wohlwollen und die Erheiterung, welche ihm in seinen vier Mauern nicht werden wollten. Lustige Freunde bemächtigten sich seiner; sein offener Sinn, seine Gutmüthigkeit, sein Geld waren ihnen willkommen. In dieser Zeit kamen wir nach **g, und ich sah zufälliger Weise denjenigen wieder, der einst meine erste und einzige Liebe gewesen war. Deines Vaters innerer Gehalt hatte mir jederzeit Achtung eingeflößt, und sein Betragen mich in jeder Forderung zufrieden gestellt. Aber die stille Sehnsucht meines Herzens war doch geblieben — und plötzlich stand der ehemahlige Gegenstand derselben eben so schön, eben so liebenswürdig, nur durch seine düstere Verstimmung noch anziehender, vor mir. Laß mich den Schleyer über jene Zeit der Verirrung ziehen! Jahre der Leiden und der Reue sind darüber hingegangen, aber alle Thränen derselben haben die Erinnerung an ein strafbares und doch theures Verhältniß nicht auszulöschen vermocht. Doch hätte noch Alles gut gehen, und das Ganze in den

Schranken anständiger Verborgenheit bleiben können, wenn nicht der beleidigte Stolz der Gräfinn O'born, statt ihres Mannes zu schonen, und den Verirrten noch auf solche Art zurück zu führen, sie gereizt hätte, alle Klugheit, deren sie sich sonst so gern rühmt, zu vergessen, und die Sache mit einer Öffentlichkeit zu behandeln, welche ihn, mich und Deinen Vater in das schmerzlichste Verhältniß brachte. Das war die schrecklichste Zeit meines Lebens, und ich glaube, Gott wird, was ich damahls durch zwey volle Jahre litt, mir gnädig zur Versöhnung eines großen Theils meiner Schuld anrechnen.

Unsere Ehe war nun auch vergiftet. Zwischenträger und böswillige Verwandte, welche Deines Vaters Verbindung mit mir nie gern gesehen hatten, traten eifrig auf, trugen hin und her, verbitterten die Gemüther, mißdeuteten Worte und Schritte, ja selbst Deine Geburt und Schwächlichkeit — und Du hattest doch das Licht ein ganzes Jahr eher erblickt, als das Schicksal mir den Gegenstand meiner ersten Liebe zum zweyten Mahle gezeigt hatte — wurden mir zum Vorwurf, zur Folge meines Leichtsinnes gemacht. Deines Vaters Herz entfremdete sich von mir, wir trennten uns. Dein Vater nahm Dich mir, und mit Dir Alles;

was mich noch an die Welt band. Zu ſtolz, um von dem Manne, an den eigentlich nie Liebe, nur Achtung mich gebunden hatte, eine Unterſtützung anzunehmen, zog ich mich auf das kleine Erbtheil meiner Ältern zurück. Eine meiner Schweſtern war längſt gut verheirathet, die andere geſtorben. Seit ſechzehn Jahren lebe ich hier. Du biſt von mir getrennt, der Freund meiner Jugend iſt todt. Wilde Leidenſchaft, entzündet und aufgeregt durch das unwürdige Betragen ſeines böſen Weibes, durch mein Unglück, das er ſich vorwarf, durch unſere Trennung, ſtürzten ihn in Ausſchweifungen, in denen er ſein Unglück zu vergeſſen dachte. Er ſtarb in der Blüthe ſeiner Jahre. Sein Bild und der Brautring, den er einſt für unſere gehoffte Vermählung machen laſſen, und ſeitdem treu aufbewahrt hatte, waren ſein Vermächtniß an mich. Seine frohe Witwe überantwortete es mir treulich. Ich habe jetzt nichts, nichts auf der Welt, das mir Theilnahme oder Wunſch einflößt, als Dich und Dein Lebensglück, o mein Wilhelm! Aber auch das ſehe ich nun gefährdet, und zwar von derſelben Seite, die das meine ſtürzte!

Du biſt im Begriff, die Tochter der Gräfinn O'born zu heirathen. Könnte ich hoffen, daß nur eine Ader von ihres Vaters edlem weichen Herzen

in ihr schlüge, ich wollte Dein und mein Geschick segnen, und Gott preisen, der nach so langen bitteren Leiden das Glück, das er mir versagte, Dir zugewendet, und Dich mit dem Ebenbilde des unvergeßlichen Freundes vereinigt hätte. Aber es ist nicht so, ich weiß es ganz genau. Gräfinn Ida trägt, wie die Gestalt, so auch das Gemüth ihrer Mutter. Sie ist stolz, herrschsüchtig, für sich eingenommen, ja sie kennt nur sich und ihren Vortheil. Du bist ihr nichts als ein Werkzeug, ihre Absichten auszuführen. Zu glänzen, eine Rolle zu spielen, Aufsehen zu machen, dazu dient ihr Dein großes Vermögen und selbst Dein weiches Gemüth vortrefflich. Bey Dir hofft sie zu erreichen, was ihrer Mutter mit ihrem unglücklichen Gatten nicht gelang, Deinen Sinn zu beugen, und Dich zu ihrer Puppe zu machen. Zürne nicht, mein lieber Sohn, über den Spiegel, den ich Dir vorhalte! Klage mich keiner Härte gegen Dich an! Deine Kränklichkeit, Deine zurückgesetzte Jugend sind, so wenig sie meine Schuld sind, doch mein bitteres Leiden. Sie sind es um so mehr, da ich fest überzeugt bin, daß, wenn man Dich unter meiner treuen Mutterpflege gelassen, und den kaum vierjährigen schwachen Knaben nicht fremden Händen anvertrauet hätte, Du der Natur zum Trotz fröhlich gediehen

wäreſt, und Dich jetzt mit den meiſten jungen Leuten Deines Alters und Standes meſſen könnteſt. Das Alles geſchah um jenes ſtolzen, kalten Weibes willen, deren Ebenbild Du nun im Begriffe ſtehſt, mit Dir auf ewig zu vereinen. O thue das nicht! Laß Dich von Deiner unglücklichen Mutter warnen! Höre ihre Bitte, und rette ſie, indem Du Dich ſelbſt retteſt! Steht Dir unter ſo vielen hübſchen Töchtern Deines Landes nicht die Wahl frey? Warum denn die Fremde, die Tochter der Feindinn wählen? Du wirſt nicht glücklich mit ihr ſeyn. Das iſt mir ſo klar als der Tag, der auf dieß Blatt und meine Thränen ſcheint, und ich wünſchte daher nichts ſehnlicher, als daß dieſe Warnung fruchten, und ich bald hören möchte, daß Du von Deinem unüberlegten Vorhaben abgeſtanden biſt.

Fünfzehnter Brief.

Baron Ludwig von Fahrnau an seinen Bruder.

Aus dem fürstlichen Pallast den 10ten April 1811.

Es hat sich seltsam mit mir gewendet. Ich stehe vor der verschlossenen Thüre meiner Zukunft. Es wird auf mich ankommen, sie zu öffnen, und in unbekannte Reiche voll Seligkeit, aber auch voll schmerzlicher Kämpfe, einzugehen, oder, sie unberührt lassend, das Schneckenleben der Alltäglichkeit und der Entbehrung fortzuführen, das mir nachgerade sehr lästig zu werden anfängt.

Das große Räthsel ist gelöst. Was mir unbegreiflich schien, liegt hell und klar vor mir. O nein! Die Liebe kann nicht aufhören, wenn sie echte Liebe ist. Ich vertraue dir, was Niemand auf der Welt wissen, ja auch nicht ahnen darf.

Rosalie liebt mich noch. Unsere Seelen haben

sich berührt, der magische Strahl hat gezündet. Kann ich dafür? War es mein Wille?

Ein Zufall hat uns in **bad zusammengeführt, ein Zufall that es jetzt wieder, und wenn es keinen Zufall gibt, so war es die Vorsicht. Auf keine Art war ein Entrinnen möglich. Ich trage keine Schuld.

Ja, Rosalie liebt mich mit eben der Gluth, wie in Sarning, wo ich die Unglückliche unerbittlich von mir stieß. Sie ist nicht blühend, nicht fröhlich, nicht unterhalten von dem Geräusch, das sie umgibt. Mit zerrissenem Herzen, mit zurückgedrängten Thränen, durch alle Hülfsmittel der Kunst den Verfall ihrer Gestalt verbergend, durch alle Täuschungen der Weltklugheit die Zerstörung ihres Inneren verhüllend, hat sie, theils um sich zu betäuben, theils um wenigstens in meiner Nähe zu seyn, sich in das tolle Gewühl gestürzt. Jetzt weiß ich Alles. Ich habe sie am Morgen nach dem letzten Ballfeste gesprochen, wo zuerst die schroffe Scheidewand, die Pflicht und Selbstbeherrschung zwischen uns aufgeführt hatten, vor dem unmittelbaren Gespräche des Herzens, vor der brennenden Berührung unserer Blicke zusammenstürzte. O wie ganz anders war sie an jenem Morgen!

Bleich, zusammengesunken, ganz verblüht schien

es unbegreiflich, wie sie wenige Stunden vorher so schimmernd, so schön hatte seyn können. So schön? Ach mir schien sie in ihrer verwelkenden Blüthe viel anziehender, als in dem Flitter des täuschenden Anzugs!

Als sie meine Kälte und die Nachlässigkeit sah, mit der ich an ihr vorüberging, war ihr Entschluß gefaßt. Ihr Selbstgefühl erlaubte ihr nicht, dem Mann, der sie so ganz vergessen hatte, auch nur ahnen zu lassen, daß sein Andenken und alle heiße Liebe für ihn noch in ihrer Brust lebe. Und ich, ich konnte sie in demselben Augenblick, wo ich sie mit beyspielloser Unachtsamkeit behandelte, des Wankelmuths beschuldigen? Was hatte denn ich gethan? War nicht alle Gluth, die in **bad und in Sarning so hoch loderte, auf das Geheiß der Pflicht erstickt worden, und hatte ich sie nicht Leonoren aufgeopfert?

Eine eiskalte Hand greift bey dem Klange dieses Nahmens in mein stürmendes Herz. Ja, Leonore ist edel, liebenswürdig, sie ist mein Weib, die Mutter meiner Kinder. — Aber darf ich das Wesen, das so unaussprechlich für mich, durch mich gelitten hat, so ganz hinwegschleudern, und mitleidslos der Verzweiflung hingeben, um den klaren Himmel Leonorens auch nicht mit der klein-

sten Nebelwolke zu trüben? Was ist denn ihr Verbrechen? Sie liebt mich? Das thut Leonore auch. Sie ist mir nicht angetraut? — Das ist der Knoten. Es ist ein Unglück, aber kein Verbrechen. Und wenn es eines wäre, käme es mir zu, es so schrecklich zu bestrafen?

Nein, Leonore soll nicht unglücklich werden. Ihr Wohl, und ihre Zufriedenheit werden mir immer theuer, ja ich kann sagen, immer heilig seyn. Kann ich auch Rosalien nicht ganz verlassen, und nicht zugeben, daß sie durch mich unaussprechlich elend werde, so soll doch Leonorens stilles Glück nicht im mindesten gestört werden, und sie soll, wenn sie an meinem Herzen ruht, aus keinem matteren Schlage desselben ahnen, daß ich sie minder warm umfasse, als in den schönen Tagen, wo ich sie mit Lust ihrem unbekannten Bräutigam abgekämpft hätte, und, als ich es nicht vermochte, den Welttheil fliehen wollte, wo sie lebte, ohne mein zu seyn.

Das ist mein Entschluß. Ich kann keinen anderen fassen, denn es verträgt sich kein anderer mit meiner Ehre, und mit dem, was ich den zwey edelsten weiblichen Wesen, die beyde mit treuer Neigung an mir hängen, schuldig bin.

Übrigens bin ich hier nichts weniger als ver-

gnügt. Es finden ſich allerley Dornen in meiner Bahn, die ich zwar niemahls freudenvoll, aber doch nicht mit ſo vielen Unannehmlichkeiten umhegt glaubte. Meine Beruhigung iſt, daß es für keinen Fall lange währen wird, und ich dann wieder frey, und Niemand angehörig ſeyn werde, als mir ſelbſt, und den Weſen, die ich mit Liebe umfange. Leb wohl!

Sechzehnter Brief.

Rosalie von Sarewsky an Bertha von Selnitz.

Aus der Residenz den 10ten Aprill 1811.

Wünsche mir Glück, liebe Bertha! Ich bin am Ziele. Er liebt mich noch, und er hat mir's gestanden. Nun, nun ist er mein, unwiderruflich, unzertrennlich! In diesem Gedanken liegt die Seligkeit der ganzen Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft. Alle Zweifel sind entflohen, Alles tritt mir hell und freundlich entgegen, und das Leben lacht mich in seinen heitersten Gestaltungen an. O ich bin ganz, ganz glücklich!

Aber ich habe dieß Glück auch verdient; denn ich habe es, theuer genug, mit tausend Thränen, Ängsten, Zweifeln und Verzweifeln erkauft. Was habe ich nicht ausgestanden von jenen zerreissenden Auftritten in Sarning an, durch so manchen Abend voll Kampf, Verstellung und Unsicherheit, durch

so manche schlaflose Nacht, wo die Bilder des Einst und Jetzt sich in wildem Streit vor meinen irren Sinnen vermengten, wo, was ich je gelitten, alle Gestalten, die feindlich oder begütigend durch mein Leben gezogen waren, sich in Chaotischer Verwirrung in meinem Gehirn drängten, und auf eine besonders schmerzliche Weise die Erinnerungen aus meiner ersten Ehe, das Bild jenes Mannes, der mir in meiner schrecklichsten Lage wie ein rettender Engel erschienen war, und gegen den allein ich im Unrecht zu seyn gestehen muß, sich mit Fahrnau's Bild wunderbar vermengte! O keine Sprache nennt, was ich erduldet! Doch es ist vorbey, ich bin belohnt!

Bey der Vorstellung der Tableaux fiel der erste Hoffnungsstrahl in meine Seele. Es war großentheils mein Werk, daß sie gegeben wurden; aber meine Rechnung schien mich Anfangs ganz betrügen zu wollen. Ludwig hatte sich entschuldigt, und Leonore spielte mit. Das war gegen meinen Plan. Ich sann und sann vergebens; denn Graf Milota, gegen dessen Gestalt und Geschicklichkeit nichts einzuwenden war, hatte die Rollen, welche Fahrnau zugedacht waren, bekommen. Endlich wurde Leonore unpäßlich, und nun, da das Feld frey war, wurde es mir leicht, eine, aber auch

die wichtigste aller Rollen, den Theseus im letzten Gemählde, in Fahrnau's Hände zu spielen. Die Fürstinn befahl. Er mußte gehorchen.

Gott! wie ich da knieend, mit gerungenen Händen als Ariadne am Meeresufer lag, und er in aller Schönheit seiner Göttergestalt vor mir stand, so halb von mir abgewendet, so entschlossen, mich zu verlassen, als damahls in Sarning! Wie das Bewußtseyn jener Scene sich in seinen verwirrten Blicken mahlte, die mich halb vermieden, halb suchten, und Momente lang brennend auf mir hafteten! Ich ließ ihn meine Thränen sehen, und ich sah ihn sich mit allen Zeichen der heftigsten Erschütterung abwenden. Doch hatte ich die Kraft, als der Vorhang sank, ich mich erschöpft aufhob, und Fahrnau und der Hofmarschall mir zugleich den Arm bothen, um mich zu unterstützen — ich hatte die Kraft, sage ich, das wildschlagende Herz zu bezähmen, und diesem die Hand zu reichen, indeß ich Ludwig höflich dankte.

Wie mir aber in dem Augenblick war, das kann nur allenfalls der verzweifelnde Spieler mir nachempfinden, der seine letzte Habe auf Eine Karte gesetzt hat, und nun unter Todesangst erwartet, wie sie fallen wird.

Sie ist mir zu Gunsten gefallen! O Bertha!

Könnte, dürfte ich es doch in die ganze auflebende Natur hinaus jauchzen! Er liebt mich noch! — Er trat zurück. Befremdung und beleidigter Stolz mahlten sich in Blick und Stellung. Von dem an sprach er kein Wort mehr mit mir. Er vermied mich sichtlich, wich jedem Gespräch, jeder Annäherung mit auffallender Kälte aus, und wenn mein Auge zufällig dem seinigen begegnete, wandte sich dieß in bitterem Unwillen von mir ab, und ich hörte ihn einigemahl über den Flattersinn der Frauen declamiren. Welche Musik waren diese Bitterkeiten in meinen Ohren!

Indessen war das nur ein schwacher Anfang, und ich schrieb Dir damahls, daß es noch viel bedürfe, um mit einiger Zuversicht sich schmeichelnden Aussichten zu überlassen.

Ein Hofball mit Aufzügen sollte die Ankunft des Bruders der Fürstinn verherrlichen, und Hof und Stadt sahen in gespannter Erwartung dem als sehr glänzend verkündigten Feste entgegen. Man wollte eine Gallerie aus den besten deutschen Trauerspielen darstellen, das heißt, die Personen aus Schiller's und Göthe's Meisterwerken sollten im Costüme und mit bezeichnenden Attributen durch den Saal ziehen, jede Parthie sich vor der Estrade, auf welcher der Hof sitzen würde, in eine

Art Tableau, welches den bedeutendsten oder mahlerischsten Moment des Stückes bezeichnete, ordnen, und sich wieder entfernen. Dann sollten die Jüngeren in ihren Anzügen eine Art von Ballet aufführen, das sinnreich ausgedacht, in einer leicht verknüpften Folge, und mit eigends dazu componirter Musik ebenfalls wieder einzelne Scenen jener Stücke darstellen würde. Es war ein hübscher Plan, bey welchem ich durch den Hofmarschall, ohne daß die Fürstinn es ahnete, die Hand im Spiel gehabt hatte. Mir ward die Rolle der Thekla im Wallenstein, und weil die unverheiratheten Mädchen sich nicht entschließen wollten, Clärchen im Egmont zu spielen und die meisten Frauen die Kosten und Unbequemlichkeiten eines zweyten Anzugs scheuten, auch diese zu Theil. Fahrnau sollte den Egmont oder Wallenstein übernehmen. Er schlug beydes aus. Seine Pflicht, die ihn an den Erbprinzen band, und ihm die Zeit nahm, bey den Proben zu erscheinen, diente ihm zur Entschuldigung, aber die rasche Bitterkeit, mit der er den Antrag verwarf, und der stolze Triumph, mit dem er sich von mir wandte, füllten mein Herz mit einer angenehmen Empfindung.

Der Tag des Festes kam, und es fiel wirklich sehr gut aus. Ungemein geschmackvoll und präch-

tig gekleidet zog ein Trauerspiel, wenn ich so sagen darf, nach dem andern durch den Saal. Da Fahrnau nicht mitspielte, war Graf Milota, als Max Piccolomini und Brackenburg, eine der bedeutendsten Figuren, so wie Fräulein Ida O'born, als Königinn im Carlos, sich wirklich schön und ganz im Character ihrer Rolle ausnahm. Auch die Übrigen hatte Lothar, der hier am Hofe, wie überhaupt in der großen Welt, eine glänzende und bedeutende Rolle spielt, mit Hülfe des Theater-Decorateurs sehr geschickt abzurichten, und mit Klugheit und Kunstsinn an ihre Plätze zu stellen gewußt. Er hat erstaunlich viel Kenntnisse, besonders in der Mahlerey gesammelt, seit Du ihn nicht mehr gesprochen hast, und w[illegible] mit Geschmack anzuwenden.

Wir zogen durch die staunende Menge, die jeden erscheinenden Trupp mit erhöhtem Wohlgefallen und lautem Klatschen aufnahm. Vor dem Hofe wurden die Scenen geordnet. Fahrnau sah finster über den Prinzen, hinter dessen Stuhl er stand, auf uns herab. Seine Blicke fielen verstohlen, aber brennend auf mich, und als Wallenstein mich (als Thekla) von Piccolomini (Milota) schied, und ich mich an Mathilden (die Herzo-

ginn) flehnte, da sah ich eine heftige Bewegung durch sein ganzes Wesen zucken.

Als ich das zweyte Mahl, als Clärchen, im sehr gut gewählten Niederländischen Costüme an Milota's Hand erschien, schoß ein unwilliger Strahl auf meinen Begleiter, und ich glaubte in Ludwigs Seele zu lesen, daß Milota, der überhaupt seit längerer Zeit seine Bewerbungen zwischen Fräulein O'born und mir theilte, ihm ein Dorn im Auge war. Aber er wollte gleichgültig scheinen; und als der Bruder der Fürstinn, Egmont, den Mantel abwarf, und sich in der prächtigen Spanischen Kleidung den Augen des erstaunten Clärchens zeigte, und Alles um uns in Beyfallsbezeugungen unsers [illegible] und unserer ganzen Haltung ausbrach, da blieb nur er kalt und flüsterte seinem Nachbar eine Bemerkung, die vielleicht ein Tadel seyn mochte, ins Ohr.

Die Aufzüge waren nun zu Ende. Vom Ballet hatte ich mich aus Furcht, zu sehr angestrengt zu werden, schon vorhinein losgemacht, und entwich, so bald ich es mit angesehen hatte, dem Gedräng und der Hitze in eine einsame Gallerie, wo es ziemlich still und erfrischend war. Ich sah eine Weile dem Hin- und Herwandeln der Masken zu. Aber mein Kopf war mit ganz andern Gedanken

erfüllt: denn eine lange schwarze Maske, in ihren Tabarro fest eingehüllt, und das ohnehin schwarz verlarvte Gesicht halb im Mantel verbergend, war mir seit einer Weile im Saale von fern gefolgt, und hatte sich jetzt wieder in der Gallerie gezeigt. Da trat der Hofmarschall zu mir, und unter Vielen, die mich hier hätten stören können, war er mir sicher jetzt der Ungelegenste. Er versenkte sich in ein Gespräch voll zierlich steifer Redensarten, wie er denn immer glaubt, wenn er mit der Dichterinn Sarewsky spricht, ganz besonders geistreich seyn zu müssen. Nach und nach machten jene hohlen Redensarten zärtlichen Anspielungen Platz, seine Augen fingen an zu glänzen, und die ganze versunkene Gestalt strebte auf [illegible]he Art, sich in jugendlichem Feuer darzustellen. Er ward mir unerträglich, besonders da die schwarze Maske jetzt wieder mit raschen Schritten vorüber ging, und ich einen blitzenden Blick aus der Larve hervor nach uns schießen zu sehen glaubte.

Eine erschütternde Ahnung sagte mir, wer es sey. Nun drückte mich die Unterhaltung des Marschalls doppelt, und doch mußte ich ihn ertragen. Er hatte jetzt meine Hand gefaßt, er drückte sie zärtlich an seine Lippen. In dem Augenblicke ging der Tabarro noch einmahl und langsam vorbey,

und blieb an einem Pfeiler gegenüber stehen. Die Argand'sche Lampe im Hintergrund des Ganges strömte nur ein zweifelhaftes Licht auf die hohe Gestalt, die in der dunkeln Verhüllung des Mantels und der Mauervertiefung wunderbar und geisterhaft vor mir stand. Daß es Fahrnau seyn könne, schien mir mehr als möglich; daß er hier stehen blieb, um uns zu beobachten, regte alle Fibern meines Wesens in unruhiger Spannung auf. Der Hofmarschall merkte meine Zerstreuung, und, sie ganz falsch deutend both er mir den Arm, um in einem andern Zimmer unser Gespräch ungestört fortsetzen zu können. Ich versicherte ihn, daß mir nicht ganz wohl sey, und ich hier in der kühlen Gallerie bleiben müßte, wohin ich meine Mathilde bestellt hätte, um mir etwas zur Erhohlung zu bringen. Sogleich both sich das dienstfertige Geschöpf an, mir zu verschaffen, was ich bedürfe, und, sich auf dem Absatz umdrehend, war er auf dem Sprung, davon zu eilen, als ich ihn bath, sich auf keinerley Art zu bemühen, indem Ruhe und Stille Alles wäre, wessen ich bedürfte. Er verstand mich endlich, bath mich zärtlich, meine Gesundheit in Acht zu nehmen, und versprach mir, Mathilden aufzusuchen, um ihre Schritte zu beflügeln.

Er war fort. Mir ward leichter, und doch so

bekommen, wenn mein Blick auf die dunkle Gestalt fiel, die noch immer an ihrem Platze stand. Jetzt, jetzt war vielleicht der entscheidende Augenblick da! Das Urtheil über Leben und Tod sollte mir vielleicht jetzt gesprochen werden! Ich bebte an allen Gliedern, mein Blick hing an der Maske, aufzustehen vermochte ich nicht. Da bewegte sie sich, und trat mir näher.

So in Gedanken, gnädige Frau, nach einer so anziehenden Unterhaltung? sagte eine hohle Maskenstimme.

Ich blickte auf. Wie schlug mein Herz! Ich glaubte bestimmt, sein großes dunkles Auge zu erkennen.

Sie könnten doch irren, Maske! sagte ich leise.

Worin? antwortete er: Ihre Unterredung war sehr lebhaft, und ihre jetzige Stellung ist sehr nachdenkend.

Ich schwieg, und sah zu Boden. Aus der Maske schossen brennende Blicke auf mich.

„Der Hofmarschall ist sehr glücklich, von der liebenswürdigsten und geistreichsten Frau mit so viel Auszeichnung behandelt zu werden.“

Das wird einen Unbekannten nicht viel kümmern, sagte ich, und stand auf, um fortzugehen.

Die Maske trat einen Schritt zurück: Was Frau von Sarewsky thut, ist niemand gleichgültig.

Niemand? rief ich aus, und der Gedanke, daß es vielleicht gerade den, dem allein es wichtig seyn sollte, so wenig anfocht, legte etwas Schmerzliches in meinen Ton: O Gott! Es ist recht vielen Menschen gleichgültig. Das glauben Sie mir, Maske! Ich wandte mich.

Er trat mir ganz nahe: Verzeihen Sie, gnädige Frau, wenn ich Ihnen widerspreche. Sie könnten allenfalls irren, und Manchem sehr unrecht thun.

Nein, Maske! erwiederte ich: Im Sonnenschein der Fürstengunst welken stille Erinnerungen, und auf dem glatten Boden des Hofes gedeiht kein warmes Gefühl.

Diese Erfahrung habe ich auch gemacht, rief der Fremde heftig, und schon glaubte ich den Klang der bekannten Stimme durch die Verstellung zu erkennen. Ich fing an zu zittern. Je gewisser es mir ward, daß es Fahrnau sey, desto wichtiger ward mir jedes seiner Worte. Es vergißt sich nichts so leicht, als ein ferner Freund, setzte er mit Bitterkeit hinzu, und es ist erstaunlich, wie schnell im Geräusche der Welt Erinnerungen verhallen, und Thränen trocknen.

Die meinigen ſchwollen mir in den Augen. Ich hob meine Hände zum Himmel. Gott weiß, daß das nicht überall wahr iſt, rief ich aus tiefer Bruſt, und hielt die ſtrömenden Thränen nicht mehr zurück.

Roſalie! rief Ludwig nun mit ſeiner Stimme: Wie war es möglich, daß Sie mich ſo ganz vergeſſen konnten?

Fahrnau!

Sie weinen, Roſalie? Wem fließen dieſe Thränen? Was bedeuten ihre räthſelhaften Worte? Er hatte meinen Arm gefaßt und hielt mich feſt.

Wir ſind geſchieden, Herr von Fahrnau! ſagte ich: Sie haben mich von ſich verbannt; ich habe Ihnen gehorcht, und nun haben wir weiter nichts mehr mit einander zu ſprechen. Ich wollte mich losmachen.

Roſalie! rief er heftig: Liebſt Du mich noch? Haſt Du in Sarning Dein Spiel mit mir getrieben? Oder können ſolche Gefühle ſo ſchnell verlöſchen?

Ich blickte zu ihm empor. Er verſtand mich. Du liebſt mich noch, ja Du liebſt mich noch, rief er, und unſere Herzen können nicht geſchieden werden! Ich ſank an ſeine Bruſt.

Nach einigen Secunden der höchsten Seligkeit richtete er sich empor, und blickte mich düster an.

„Das Leben scheidet, was das Gemüth vereint. Rosalie! Die Welt kann unsere Verbindung nicht billigen.“

Fahrnau! sagte ich gefaßt: Ich ahne, was in Ihrer Seele vorgeht. Lassen Sie uns Freunde seyn! Unsere aufgereizten Gemüther haben den stillen Pfad verfehlt, der uns zu sanftem, schuldlosem Glück geführt hätte. Das läßt sich verbessern. Wir wollen uns gut seyn, uns achten, und vertrauen, und freundlich mit einander leben. Wollen Sie das? Ich reichte ihm die Hand hin.

Er sah mich zweifelnd an, und zögerte. Nach einer Pause sagte er: Was Sie vermögen, sollte das zu schwer für mich seyn? Ja, Rosalie! Er schlug in meine dargebothene Hand: Dein Freund! Der Bruder Deiner Seele!

Mein Bruder! rief ich, und schlug meinen Arm um seine Schulter. O wie selig war dieser Augenblick, wo alle Verhältnisse und irdischen Schranken, wie Asche und Staub, von uns fielen, und die gereinigten Seelen, eine sich in der andern erkennend, zum Himmel aufstrebten!

Ich hörte gehen. Es kamen Menschen die Gallerie herab. Morgen sehen wir uns! flüsterte ich

ihm zu: Du besuchst mich, Bruder! Um eilf Uhr erwarte ich Dich. Ich ging den Kommenden entgegen. Fahrnau verlor sich im Hintergrund.

Er kam richtig am andern Morgen. Die langen Anstrengungen durchlittener Wochen und Monathe haben meine Gestalt sehr herab gebracht, und nur ein sorgfältiger Putz und etwas Schminke hatten mir das Ansehen ungebrochener Blüthe gegeben, das ich vor Fahrnau's Augen haben wollte. Ich erschrak beynahe, als ich vor den Spiegel trat, vor diesen erloschenen Augen, vor dieser Bläße! Mathilde wollte mich bereden, etwas Roth aufzulegen. Ich stand einen Augenblick an, dann unterließ ich es. Warum soll er die Verheerung nicht sehen, die Liebe und Treue um ihn in mir angerichtet? Warum soll er nicht die ganze Gewalt kennen, die er über mich übt? Man meldete ihn. Bey dem Klange seines Nahmens bebte ein süßer Schauer durch mein Wesen. Ach wie lange hatte ich ihn in dieser Beziehung nicht aussprechen gehört! Als er nun eintrat, als er neben mir saß, unsere Seelen sich im Gespräch ergossen, wir einander so viel zu sagen hatten, sein Auge so freundlich, so gerührt auf der Verwelkten, um ihn Verwelkten lag, und jede Freude verschönert, jeder Schmerz gemildert uns aus dem Spiegel der Erinnerung ansprach

— O Bertha! Waren diese Augenblicke nicht alle die Leiden werth, die ich darum erduldet?

Seitdem sehen wir uns alle Tage, zwar heimlich, aber um so süßer, oder, wenn das nicht seyn kann, fliegen zarte Blätter hin und her, die in Ermangelung mündlichen Gesprächs sagen, was sich nie oft, nie ausdrucksvoll genug sagen läßt, wie innig, wie rein wir uns lieben.

Sieh Bertha! So glücklich bin ich, und zittere oft vor der Größe meiner Seligkeit.

Siebzehnter Brief.

Leonore von Fahrnau an ihre Schwester.

Aus dem fürstlichen Schlosse den 12ten April 1811.

Ich habe Dir sehr lange nicht geantwortet, liebe Schwester! Drey Deiner Briefe liegen vor mir. Schon im zweyten rügtest Du mein Stillschweigen, und beklagst Dich im letzteren ernstlich darüber. Verzeih! Es war mir nicht möglich zu schreiben, denn es war mir nicht möglich, meine Gedanken zu sammeln. Es ist gar viel, und gar viel Schmerzliches seit dieser Zeit vorgegangen. Ich habe große Stürme zu durchkämpfen gehabt, und meine Verirrung in Rosenstein hat mich gewitzigt, nicht wieder im ersten Drang des Gefühles über meine Lage zu urtheilen, und zu schreiben. Nun aber habe ich Zeit gehabt, Alles recht klar und ungezweifelt zu erkennen. Das Unglück meines Lebens ist so unwiderruflich entschieden, daß ich mirk-

lich ein Unrecht an Dir und mir beginge, wenn ich Dir verschwiege, was sich Hof und Stadt lachend in die Ohren flüstern, und was man nur aus Schonung gegen mich mir zum Theil verbirgt.

Jenes Weib — der Gedanke an sie regt mein Innerstes auf, und ihr Nahme schwillt auf meiner Zunge — hat es endlich durch alle Künste der Hölle dahin gebracht, wornach ihr frevelndes Streben zielte. Erlaß es mir, ihr durch das Labyrinth ihrer Schlangenwege und Theaterkniffe nachzufolgen! Es wäre ein eben so unwürdiges als empörendes Geschäft, und ich weiß nicht, ob ich sie mehr verachte, oder hasse. Genug, Fahrnau's Herz wurde auf alle Art bestürmt. Was in **bad der gewöhnlichen Coketterie, in Sarning der Maske der hingebenden Liebe nicht gelungen war, glückte nun auf dem Wege der verstellten Gleichgültigkeit. Sie hatte schlau gerechnet. Auch hatte sie alle Fäden in ihrer Hand, und Fürst und Hof, Freunde und Feinde mußten sich wissentlich oder willenlos verbinden, das Werk ausführen zu helfen. O sie kennt Ludwig und sein Geschlecht sehr gut. Wie sollte sie es auch nicht! Sie hat es zum Zwecke ihres hingeworfenen Lebens gemacht, es zu ergründen und zu behandeln. Darum gelingt auch solchen

Geschöpfen immer, was eine bessere Frau nie erlernt, oder zu tief unter sich hält.

Ein großes Fest, ein Ball mit Aufzügen und Tänzen, wurde bey Hofe vorbereitet. Ich sollte dabey seyn. Aber ich wußte, daß jene Person vor Allem dabey glänzen würde; ich konnte vermuthen, daß man auch Fahrnau nicht übergehen würde, und ich entschuldigte mich.

Ludwig nahm keine Rolle. Warum? sagte er nicht, wie er überhaupt seit der Vorstellung jener Tableaux nachdenkender geworden war, und jenen Nahmen selten gegen mich nannte. Sie erschien als Thekla und Clärchen in wirklich verführerischer Schönheit. Sie war so trefflich angezogen, und stellte ihre Rolle mit so viel Wahrheit dar, daß Alles, von ihr bezaubert, den andern Mitspielenden wenig Aufmerksamkeit schenkte, und ich wohl bemerken konnte, welchen gewaltsamen Eindruck diese Darstellung auf Fahrnau's Herz machte, wie seine Blicke scheu und verstohlen, aber um so brennender, der blendenden Erscheinung folgten, und er nur vergebens strebte, der Zerstreuung und Unruhe zu gebiethen, die sein ganzes Wesen beherrschten.

Die Züge und ein pantomimischer Tanz, der darauf folgte, waren vorbey. Fahrnau begleitete

seinen Zögling in sein Zimmer, denn es war Mitternacht. Clärchen in ihrem Costüme zeigte sich bald an Graf Milota's, bald an eines Andern Arm, bald hier, bald dort. Aber Fahrnau war, und blieb verschwunden, ohne mir Etwas darüber zu sagen, oder mich auf sein Wiederkommen zu bereiten. Meine Besorgnisse vermehrten sich, als eine schwarze Maske, schwarz verlarvt, dem schönen Clärchen zwar in einiger Entfernung, aber unabläßig folgte, und sichtlich an dem Orte vorüber zu gehen vermied, wo ich mit Mathilden saß. Figur, Anstand, Gang, noch mehr mein Herz sagten mir, wer es sey.

Eine unaussprechliche Unruhe bemächtigte sich meiner. Ich wurde zerstreut, meine Blicke folgten der schwarzen Maske, die nun beständig hinter jener Person zu sehen war, so oft diese mit Milota im angelegentlichen Gespräch durch den Saal ging. Endlich hielt ich es nicht länger mehr aus. Unter dem Vorwande der Schläfrigkeit verließ ich Mathilden, und zog mich in meine Zimmer zurück. Mit einigen Musselintüchern war bald eine genugsame Verhüllung geordnet, und so kehrte ich unter bangen Herzensschlägen in den Saal zurück, der schon leerer zu werden anfing.

Ich durchstreifte ihn zwey Mahl in entgegen-

gesetzten Richtungen. Ich sah Niemand, und meine Besorgnisse vermehrten sich. Nun betrat ich die Seitenzimmer. Nirgends war jene Frau, oder die schwarze Maske zu sehen, bis ich endlich in eine Gallerie, die schwach erleuchtet nur zum Durchgang diente, und folglich einsam und kühl war, die Verführerinn, auf einem Sopha in nachlässiger Stellung hingeworfen, und den Oberhofmarschall läppisch um sie beschäftigt fand. Sonst war Niemand in der Nähe, und mein Herz erhob sich wieder. Ich stand am Eingang der Gallerie. Eine Säule entzog meinen Anblick dem zärtlichen Paar; ich aber sah es in einem Spiegel, der, mir zur rechten Hand, im Grund des Ganzen angebracht war, und wie ich länger in denselben hineinsah, erblickte ich noch eine dunkle Gestalt, die jenen Beyden gegenüber hinter einem Pfeiler stand. Ich sah schärfer hin. O Gott! Es war die schwarze Maske, die ihre Blicke unverwandt auf das Paar beym Kanapeh geheftet hielt. Vorsichtig zog ich mich hinter die Säulen zurück. Keines von allen Dreyen konnte mich in der Stellung, die sie jetzt hatten, erblicken, und daß sie zu sehr beschäftigt waren, um um sich zu schauen, zeigte ihr Benehmen. Endlich ging der Hofmarschall. Die Person blieb gedankenvoll sitzen, und ich sah sie verstohlen nach der schwarzen Maske

blicken, die sie wohl so gut errathen hatte, als ich. Jetzt trat die Maske hervor, und begann ein Gespräch, von dem ich nicht viel verstand, weil diese mit verstellter Stimme, die Frau aber sehr leise sprach. Nach und nach belebte sich die Unterhaltung. Jetzt erkannte ich Fahrnau's Stimme. Ich vernahm, daß er ihr Vorwürfe über ihre Kälte machte. Sie brach in Thränen aus, er wurde erschüttert. Nun begannen die Klagen von ihrer Seite, ich hörte seine Stimme in immer weicheren, zärtlicheren Klängen — ach wie ich sie sonst, und nur ich allein in unvergeßlichen Stunden gehört hatte! — zu ihr sprechen. Sie blickte, mit glühender Leidenschaft in den schwimmenden Blicken, zu ihm empor. Meine Kniee schwankten, ich hielt mich mühsam an der Säule. Jetzt breitete sie ihre Arme aus, und sank lautweinend an seine Brust. Ihr Sieg, seine Bethörung und mein Unglück waren entschieden. Ich schleppte mich fort. Wie ich auf mein Zimmer und ins Bette kam, weiß ich bis diese Stunde nicht. Vor meinen Augen stand nur die Gruppe, in meinen Ohren klang nur seiner Stimme unwiderstehlicher Ton, an eine Andere — und welche Andere! — verschleudert, und nur der Gedanke, daß er nun ganz in ihrer Gewalt sey, füllte meine Seele. Am andern Morgen ging ich

wie eine Träumende herum. So, glaube ich, muß dem Nachtwandler zu Muthe seyn, dessen Körper maschinenmäßig seine Verrichtungen treibt, ohne daß die Seele auch nur das Geringste davon weiß. Zum Glück kam Fahrnau den Morgen über nicht in sein Apartement, weil der Erbprinz nicht ganz wohl war. Aber er schickte dreymahl herüber, zuerst, um dieß melden zu lassen, und, weil ich damahls noch nicht aufgeschlossen hatte, noch zweymahl, um sich erkundigen zu lassen, wie es mir und den Kindern gehe. Ach was sollten diese freundliche Sorgfalt, und diese Aufmerksamkeiten, die entweder geheuchelt, oder, wenn sie noch aus der weichen Seele kamen, nur ein Allmosen waren, das der Räuber dem, dem er seine ganze Habe genommen hat, als Zehrpfennig zuwirft!

Doch hatten sie Eine gute Wirkung. Sie erinnerten mich an die schwere Pflicht, mich zu fassen, das Betragen zu überlegen, das ich künftig anzunehmen hätte, um, wenn Ludwig bald, wie es zu hoffen war, herüber kommen würde, ihn gehörig zu empfangen. Nicht ohne schweren Kampf, und nach vielen Thränen und Gebeth fand ich endlich die Kraft, mich leidlich zu halten, auf keine Weise des Vorgefallenen zu erwähnen, für jetzt keine Veränderung zu zeigen, aber nach und nach meine Lie-

be mehr in mich zurück zu drängen, stets freundlich, aber nie unaufgefordert zärtlich, stets eine treue Hausfrau, nie mehr eine zu liebende Gattinn zu seyn.

Mein Vorhaben gelang. Fahrnau ahnet nicht, daß ich etwas weiß. Ich schließe es am sichersten aus dem undurchdringlichen Geheimniß, das er selbst über die Sache breitet, und mit Anstand und Feinheit behauptet. Gegen mich ist er unverändert, eben so warm, so liebevoll, als sonst. Ist das Doppelherzigkeit? Oder was soll ich davon denken? Ich lasse es hingehen, und scheine nichts zu bemerken. Das ist Alles, was ich vermag, so wie ich überhaupt mir fest vorgenommen habe, gegen Jedermann, am allerersten gegen Ludwig, diese Geschichte ganz zu ignoriren.

So lebe ich seit drey Wochen — ein Schattenleben würde ich sagen, wenn das peinlichste Gefühl, und die stete Anstrengung, mich zu beherrschen, mir nicht zu deutlich zurück riefen, daß ich unter Menschen, und an einem Hofe lebe.

Ich fühle mich körperlich und geistig angegriffen, und sehe voraus, daß dieser Sommer, den ich fern von meinen Gebirgen, entweder in der Residenz, oder höchstens auf dem fürstlichen Lustschlosse in einer feuchten Ebene werde zubringen

müssen, meine Gesundheit sehr herunter bringen wird. Hätte ich keine Kinder, so würde diese Aussicht mir wie ein tröstender Engel erscheinen; aber ich darf nicht einmahl wünschen, daß der Tod mein müdes Daseyn ende.

Ich mag jetzt auch nicht einmahl mahlen. Meine Staffeley und meine Farben ekeln mich an. Ach zu viele marternde Erinnerungen gesellen sich zu dieser einst so theuern Beschäftigung! Wie er sich an meinen Arbeiten erfreute, wie er Theil daran nahm, mir half, mir das Beschwerliche der mechanischen Zurüstungen abnahm, damit ich nur im Genusse des Schaffens und Bildens schwelgen sollte! Die beyden Skizzen aus der Geschichte der Panthea habe ich tief unter alle Zeichnungen vergraben. Ich mag sie nicht sehen. Sie rufen jene letzte Zeit in Rosenstein, das wehmüthig schöne Verhältniß zurück, das mich mitten unter Schmerzen und Zittern noch mit unendlich süßen Gefühlen umfing. Damahls hatte er, von mächtiger Versuchung fortgerissen, gewankt; aber er hatte sich ermannt. Er kannte seine Schwäche, er gestand sie ein, und suchte bey mir Theilnahme, Schonung, Kraft. Ich erkannte das edle Gemüth in diesem Streben, und ich konnte den Mann, der Einmahl gefehlt, und seinen Fehl so edel wieder gut gemacht hatte, nicht

minder achten, als lieben. Aber nun? Nun ist er falsch! Nun heuchelt er! Nun ist mein Unglück unwiderruflich!

Eine Vorkehrung habe ich noch getroffen, die mir nöthig schien. Alle Deine Briefe, und was sonst unter meinen Zeichnungen oder Papieren Bezug auf meine Lage hat, ist in ein eigenes Portefeuille zusammen geordnet. Das darf Niemand sehen, und meine Jungfer hat mir mit einem Eide geloben müssen, im Falle meines Todes es Dir versiegelt zu überreichen. Ich will keine verlassene Dido spielen. Schlimm genug, daß ich es bin. Erkennt Ludwig sein Unrecht nie, auch nicht über meiner Gruft, so würde es ihm nur lächerlich oder mitleidswerth erscheinen, wenn er erführe, wie viel ich um einen Undankbaren gelitten. Sollte er es einst einsehen, wenn es zu spät ist, so dürfen jene Erinnerungen sein Herz nicht noch mehr zerfleischen. Leb wohl!

Achtzehnter Brief.

Julius von Tengenbach an Herrmann Walter.

Waldemuth den 15ten April 1811.

Dein Brief vom 12ten März und noch ein späterer trafen mich hier in Waldemuth bey meinem Oheim, der sich sehr freute, mich nach so langer Zeit wieder zu sehen. Ich hatte ihm früher meine Ankunft im Vaterlande, späterhin meinen Besuch gemeldet. Ich bin kein Freund von Überraschungen, auch nicht von freudigen. Unsere reinsten Freuden sind ja meist vor dem Genusse, wenn die Wirklichkeit noch nicht den jungfräulichen Reiz des holden Traumbildes entweiht, und den bunten Staub der Phantasie von den Flügeln der jungen Freude gestreift hat. Der gute Greis empfing mich mit väterlicher Rührung, unsere ersten Gefühle fanden keine Worte.

Er fand mich merklich verändert, gealtert. Das

erkannte ich sogleich an dem Ausdruck seiner staunenden Züge; später hat er es mir gestanden. Es sind neun Jahre, seit er mich nicht sah. Der Jüngling wäre unter allen Umständen während dieser Zeit zum Manne gereift; mich aber haben meine Schicksale, meine Reisen zwanzig Jahre voraus geführt. Er glaubte meinen Vater eintreten zu sehen, wie er vor dreyßig Jahren als kräftiger, völlig gereifter Mann oft zur selben Thüre hereingekommen war. Eine zufällige Ähnlichkeit der Kleidung trug das ihrige zu der wunderlichen Täuschung bey.

So weiß ich doch, wie ich ungefähr aussehe. Ich erinnere mich meines Vaters in seinen früheren Jahren noch wohl, wenn er auf die Jagd ging, oder seinen Leuten Befehl austheilte. Lächle nicht, Herrmann! Es lag für mich etwas Schauerliches in dieser Bemerkung meines Oheims. Dem Längstverstorbenen bin ich ähnlich; für den wurde ich im ersten Augenblick gehalten, der wohlbewußt seit zehn Jahren im Grabe schlummert. Ich bin ja auch todt, todt für diese Welt, die mir keine Freuden zu geben, keine Leistung einer theuern Pflicht von mir zu fordern hat! Dieser Oheim ist das einzige Wesen, das durch ein heiliges Naturband an mich gehalten wird. Sonst gehört mir Niemand

an. Dich hat mein Herz erwählt. Wirst auch Du Dich von mir losreißen? — Nein, Du wirst es nicht. Das erkenne ich so klar, wie ich mich selbst erkenne, und Deine letzten Briefe beweisen es wieder. Sie waren Himmelsthau für mein dürstendes Herz, das nur Liebe verlangt, und nur Kälte und Undankbarkeit gefunden hat.

Ich habe Dich wohl verstanden, lieber Herrmann! Ich weiß, wo Mathilde lebt. Ist sie noch das stille, klare Gemüth, wie Du sie schilderst, so muß ihre Lage dort sehr unangenehm seyn. Ihr Beyde habt gehandelt und getragen, wie ich es von euch, den theuern Gespielen meiner Jugend, erwartete. Aber nun habe ich Etwas von Dir zu erbitten, und jene Erinnerungen an unsere gemeinschaftliche goldne Zeit sollen nicht umsonst vorausgeschickt seyn. Sie sollen Dich geneigt machen, meinen Wunsch zu erfüllen.

Du hast, wie Du mir schreibst, Dich früher vorbereitet, einst Deines Vaters Geschäfte auf unserer oder einer anderen Herrschaft zu übernehmen, und Deine jetzige Anstellung hat, wie ich aus Deinem zweyten Briefe sehe, auch keine sehr verschiedene Richtung. Sieh nun, lieber Bruder! In Waldemuth braucht der kränkelnde Oheim, in Fallowetz, das ich seit sechs Jahren nicht mehr ge-

sehen habe, ich einen verläßlichen und geschickten Beamten. Willst Du uns den Gefallen thun, Deiner jetzigen Anstellung zu entsagen, und dafür eine dieser beyden Stellen anzunehmen? Du verpflichtest Jeden von uns gleich stark, und ich schildere Dir keine von beyden, da Du die Localitäten selbst kennst. In Waldemuth würde ich die Freude haben, Dich ohne peinliche Erinnerungen öfter zu sehen. In Fallowetz würde Deine Gegenwart allein es mir möglich machen, meine Schauer zu überwinden, und den Ort meiner Geburt wieder zu betreten.

Doch nun genug von diesem Geschäfte. Es ist eine Stelle in Deinem ersten Brief, die mich tief bewegt, und manche alte Gedanken und Gefühle, welche ich mit Mühe zum Schweigen gebracht, wieder erweckt hat, die Stelle nähmlich, wo Du mir von der Lösung meiner einseitigen Ketten sprichst. Glaubst Du wohl, daß solche Gedanken sich nicht längst mit allen goldnen Morgenwolken eines schönen Tages in meiner Seele bewegt haben? Glaubst Du nicht, daß ich darüber mit Eifer nachgesonnen, und mit aller Kraft meines Gemüths darnach gestrebt habe? Aber eine höhere Ordnung der Dinge und die Überzeugung, daß wir das, was wir im Allgemeinen für Unrecht halten, in keinem

Falle uns selbst erlauben sollen, hielten mein glühendes Streben zurück.

Ich muß von einem Punct ausgehen, der mich freylich in eine von der Deinigen ganz verschiedene Richtung stellt. Wir haben über natürliche und positive Religion zu oft miteinander gesprochen und gestritten, als daß ich Deine Worte nicht wohl hätte verstehen und fühlen sollen, was Du meintest. Du denkst anders, als ich. Lectüre und Umgang haben verschieden auf Dich gewirkt. Du bist ein streng moralischer Mensch, und auch in gewissem Sinne religiös; aber Du bist nicht eigentlich Christ, vielweniger strenger Katholik. Auf mich haben die Welt, mein Unglück, meine Erfahrungen anders gewirkt. Wir wollen das unberührt lassen; aber ich mußte Dich daran erinnern, um Dir meine Ansicht begreiflich zu machen.

In dieser Ansicht nun habe ich die heiligen Schriften, ich habe die Kirchenväter und so viele ältere und neuere Werke über diesen Gegenstand durchlesen, ich habe mit Theologen meiner und anderer christlicher Secten darüber gesprochen, ich habe über die Erscheinungen der neueren Zeit, über die Folgen der Trennbarkeit der Ehen in dem revolutionären Frankreich und im protestantischen Deutschland nachgedacht, und endlich gefunden,

daß eine Lehre, welche die von Gott selbst als so heilig ausgesprochene Verbindung mit himmlischer Sanction zu einem viel mehr als bürgerlichen Contract erhebt, und dadurch eine Einrichtung der Natur, die uns mit den Thieren in eine Classe setzt, adelt und vergeistigt, vor allen übrigen unsern Beyfall verdiene. Es wurde mir klar, daß, was der Himmel zusammenfügte, der Mensch nicht trennen soll, und — Dir darf ich es gestehen — aus dieser Klarheit, so streng sie meine Hoffnungen abschnitt, floß der erste Tropfen Balsam in meine Wunden.

Wollen, was die göttliche Gerechtigkeit und Weisheit wollte, schien mir das Erhabenste, was der Sohn des Staubes vermag; und so glaubte ich als Christ die Worte des Römischen Weisen übersetzen zu müssen, die uns als Knaben oft erhuben und begeisterten: Non pareo diis, sed assentior. Aber abgesehen von diesen Beweggründen, die für unsere Zeitgenossen, eben weil sie aus übersinnlichen Quellen fließen, wenig Beredendes haben würden, laß uns untersuchen, wie viel Gewicht in jenen Gründen liegt, die die Vertheidiger der Trennbarkeit der Ehen für sich anführen!

Diese Gründe sind: — der Leichtsinn, mit welchem in dem Zeitalter der Leidenschaftlichkeit und

geringen Menschenkenntniß meistens die Ehen geschlossen werden, und die daraus entstehenden Mißverhältnisse, wenn die wenige Harmonie der falschbeurtheilten, oder ganz verkannten Charactere nach und nach grell hervortritt; — die Sorge für das spätere Alter, wo der Mensch eben des vertrauten freundschaftlichen Umgangs einer gleichgestimmten Seele bedürfte, und, von jugendlichem Leichtsinn verführt, sich oft an ein ganz heterogenes Wesen geknüpft sieht, das ihm sein Alter verbittert, statt es zu verschönen; — die Unleidlichkeit, ja die unaufhörlichen Aufreizungen, die gerade durch den Gedanken der Unauflösbarkeit eines drückenden Bandes entstehen, und endlich in Verzweiflung ausarten müssen, weil, wie sich einer der vorzüglichsten Romane über diesen Gegenstand ausdrückt, das harte Gesetz uns zu sagen scheint: Ich kann zwar euer Glück nicht sichern, aber ich will eure Qualen verewigen *); — das üble Beyspiel für die Kinder, die, mit ihren mißzufriedenen, ewig in Zank und Widerstreit begriffenen Ältern in Einen unerbittlichen Kerker gesperrt, unaufhörlich Zeugen dieser Mißverhältnisse und empörenden Scenen seyn müssen, — endlich die Zuversicht, daß

*) Delphine von Frau v. Staël.

der Theil, welcher mehr liebt als der Andere, oder dem auf irgend eine Art mehr an der Dauer ihrer Verbindung liegt, Alles anwenden wird, bey der Möglichkeit einer Trennung den andern auf jede Weise zu schonen, ihm seine Bande leicht, das Zusammenleben angenehm, und so das gegenseitige Verhältniß leichter zu machen u. s. w.

Es ist wahr, die Ehen werden leichtsinnig geschlossen. Leidenschaft, Verblendung, oft auch Sinnlichkeit leiten das jugendliche Herz, und ach, wer weiß besser, als ich, wie schmerzlich man später solche Täuschungen büßt! Aber wenn bey uns, wo die Aussicht auf ein unauflösliches Band dem voreiligsten Herzen eine reifere Überlegung aufbringen sollte, doch so unüberlegt zu Werke gegangen wird, was lassen sich für besonnenere Maßregeln von denen erwarten, welche die Hoffnung nähren dürfen, ein übereilt geknüpftes Band wieder trennen zu können? Muß diese Zuversicht nicht eben den Leichtsinn verdoppeln, ja unendlich vervielfältigen, und die wildesten Entwürfe der Leidenschaft und Sinnlichkeit begünstigen? Man weiß ja, daß man sich zuletzt, wenn man sich nicht ertragen kann, trennen darf, und so wagt man kühn noch mehr, als wir wagen dürfen.

Und was diese Hoffnung betrifft: o glaube doch

Niemand, der die menschliche Natur kennt, daß sie beytragen werde, ein an sich lästiges Beysammenseyn in der Aussicht auf eine mögliche Trennung erträglich zu machen! Ja, der Mensch erträgt jedes Übel leichter, von dem er weiß, daß es sich endigen wird. Aber dieß Endigen muß außer seiner Wahl und Willkühr gestellt seyn. Er muß nur wissen, daß es überhaupt ein Ende gibt. Sobald dieß Ende in seiner Hand liegt, und es nur auf ihn ankömmt, seinen peinlichen Zustand aufhören zu machen, glaubst Du, daß er dann zögern, daß ihn diese Aussicht williger zum Ertragen, geneigter zum Nachgeben machen wird? Im Gegentheil, das Bewußtseyn, seine Last abwerfen zu können, wenn er will, wird sehr bald den Wunsch in ihm erregen, es ehestens zu thun; denn es liegt in der menschlichen Natur, die überhaupt von dem Begehrungsvermögen und der Sinnlichkeit beherrscht wird, das Unangenehme so wenig, und so kurze Zeit als möglich zu leiden. Jedes Mißverhältniß der Gemüther, jede störende Eigenheit, jede lästige Schwäche wird uns gar bald zur Ungeduld reizen, und der Gedanke, daß wir ja nicht schuldig seyen, uns immerfort oder auch nur lange so quälen zu lassen, uns bestimmen, das drückende Verhältniß je eher je lieber zu lösen.

Betrachte auf der andern Seite die allmächtige Gewalt der Gewohnheit und der guten Zeit! Wie Vieles erträgt sich durch Gewöhnung leichter, was nur dem Ungeübten im Anfange schwer fiel! Wie Manches, was uns beym ersten Anblick schreckte, lernen wir mit der Zeit unter anderen Ansichten und von einer vortheilhafteren Seite kennen! Wie oft endlich sind ehemahls drückende Lasten uns nach und nach so bekannt und vertraut worden, daß ihre endliche Entfernung uns befremdete, ja störte! Tief, tief in der menschlichen Natur liegt dieser unwiderstehliche Zauber der Gewohnheit, und er ist eines der weisesten und wohlthätigsten Geschenke des Schöpfers.

Der Gedanke, es sey unmöglich, ein Band, das uns unglücklich macht, abzuwerfen, wird nur in den wenigsten Fällen immerwährende Trauer oder gar wilde Verzweiflung erzeugen. In den allermeisten fügt der Mensch sich endlich dem Unvermeidlichen, lernt ihm seine gute Seite ab — und wer und was hätte die nicht? — und fühlt mit jedem Jahre die Last um etwas geringer, die ihn im ersten zu Boden zu drücken drohte: denn der Strahl der Hoffnung, die Aussicht auf Änderung ist vertilgt, somit der Stachel der ewigreizenden Ungeduld und Unleidlichkeit gebrochen, und der

Mensch, wie Schiller sagt, fügt sich lieber in eine harte Nothwendigkeit, als in eine schwere Wahl.

Wenn auf einer Seite die Kinder durch den Anblick unwürdiger Zwietracht oder gar empörender Scenen zwischen ihren Ältern verdorben werden, so haben auf der andern die Kinder geschiedener Ältern, die bald Jedem von denen, die sie Vater und Mutter nennen sollen, stief geworden sind, auch kein besseres, ja vielleicht noch ein schlimmeres Schicksal. Können die Gefühle und Ansprüche des noch lebenden aber geschiedenen Theils an seine Kinder so leicht abgefertigt, und Vater- oder Mutterpflicht und Liebe mit einer juridischen Auseinandersetzung befriedigt werden? Wie muß dem Vater, der Mutter zu Muth seyn, die ihre Kinder nicht behalten konnten, und sie nun mit den von ihnen abgelösten Gefährten in die Gewalt und Sorge eines fremden, ihnen oft feindlich gesinnten Wesens übergehen sehen! Und endlich, wie stehen diese armen noch zu Lebzeiten beyder Ältern halb verwaisten Geschöpfe zwischen den getrennten und nun abermahls vermählten Ältern da? Ein so theures, so unveräußerliches, und doch herrenloses Gut, längst von dem wahren Stamm gerissen, der ihm seine beste Nahrung ge-

ben ſollte, gepfropft und abermahls gepfropft auf fremden Grund, fremdem Befehl, fremden Verhältniſſen, halber Pflege hingegeben, und zwieſpältig getheilt und geärgert in den heiligſten Gefühlen, zwiſchen den getrennten zwieſpältigen Ältern! Mich dünkt, ſolche Kinder ſeyen noch viel übler daran, als jene, die ihre uneinigen Ältern zanken ſehen; denn beſſere Menſchen werden, ſie mögen nun ſich trennen können oder nicht, ihre Kinder, ſo viel es nur möglich iſt, nie zu Zeugen ihrer Uneinigkeit machen, und rohe, zügelloſe Gemüther ſcheuen ſich überhaupt nicht, die Ehen mögen trennbar oder untrennbar ſeyn, ihre Gemeinheit vor Fremden und Kindern zu zeigen.

Sieh, mein Bruder! Das ſind die Gründe, die mich ſelt Langem beſtimmten, meinen Wünſchen, der ſüßen Forderung meines Herzens ein ernſtes unüberſchreitbares Ziel zu ſetzen. Ich halte die Ehe als Katholik für untrennbar; ich würde ſie als Geſetzgeber, als Cosmopolit ebenfalls für untrennbar erklären. Ich glaube, daß ſie nur in ihrer hohen Heiligkeit und Unverletzbarkeit am wohlthätigſten für die Menſchen wirken kann, und ich würde daher, ſelbſt wenn es anginge, wenn ich, was mir unmöglich ſcheint, Hoffnung hätte, durch Geld von Rom aus eine Dispenſe zu erwir-

ken, und der Papst jetzt frey und im Besitz seines ganzen Ansehens wäre, doch nie darum ansuchen. Daß mich diese Unauflöslichkeit des am Altar gegebenen Schwures unglücklich macht, daß sie, als Protestantinn, sich für geschieden und frey hält, sind zufällige böse Folgen, die nicht im Gesetze liegen. Das Gesetz ist darum nicht schlimmer, und ich bin entschlossen, es auf Kosten meines irdischen Glücks zu ehren. Doch mein Brief ist eine Abhandlung geworden. Vergib Bruder, und leb wohl!

Neunzehnter Brief.

Gräfinn Ida von O'born an ihre Mutter.

Aus der Reſidenz den 15ten Aprill 1811.

Ich habe Ihren Brief vom 30ſten des vorigen Monaths erhalten, die Tante hat mir auch Ihre Aufträge an ſie in Rückſicht meiner mitgetheilt, und ich darf Ihnen wohl geſtehen, daß der Eindruck von Allem dieſem auf mein Gemüth ſehr bitter geweſen iſt. Sie ſchlagen mir die Erfüllung eines Wunſches geradezu ab, den ich ſeit einiger Zeit, nicht ohne vorhergegangene Prüfung, mit größter Vorliebe zu hegen, und in welchem ich mein künftiges Glück, und eine, jeder Forderung entſprechende, angenehme Exiſtenz zu finden gewohnt war. Sie ſchlagen ſie mir mit einer Entſchiedenheit ab, die wohl nicht bloß die Frucht einer auf Gerüchte und Hörenſagen geſtützten Abneigung ſeyn kann, ja Sie verlangen ſogar von der

Tante, daß sie schnell von hier aufbrechen, und in einer Eile, die nothwendig Auffehen machen müßte, mit mir nach — — g zurückkehren sollte.

Meine Mutter! Meine sonst so gütige, billige Mutter! Womit habe ich diese ungewöhnliche Härte, ja diese Verläugnung Ihrer anerkannten Grundsätze verdient?

Ich soll von hier fort, jetzt, in dem Augenblick, wo das treulose Betragen eines niederträchtigen Heuchlers, trotz aller meiner Umsicht, der Welt unmöglich ganz entgangen seyn, und mich zum Gegenstande mancher Bemerkung und schadenfroher Gespräche gemacht haben kann? Ich soll von hier weg, um die Welt und einen Schändlichen glauben zu machen, daß ich den Anblick seines Glückes in den Armen einer Andern, und den Glanz seiner Hochzeitfeyerlichkeit nicht ertragen könne? Ich soll weg von hier, wo allein im Wirbel der Zerstreuungen, und unter den Bewerbungen eines treuen, mir ganz ergebenen Herzens sich die bittern Empfindungen beruhigen lassen, die jene Geschichte in mir erregt hat?

Nein, liebe Mutter! Das können Sie unmöglich fordern, und ich glaube vollkommen recht, und darum ganz in Ihrer Ansicht zu handeln, wenn ich Sie noch einmahl auf die wahre Lage der Din-

ge aufmerksam mache, und — hier bleibe; denn Sie werden und müssen selbst, wenn Sie mit Ihrem gewohnten Scharfsinn die Sache auffassen, diesen Entschluß billigen.

Ich habe das zuvörderst auch meiner Tante erklärt, und sie dadurch bewogen, nicht länger auf eine Abreise zu dringen, die unter den gegenwärtigen Verhältnissen nur verderblich auf mein Schicksal wirken würde.

Von dem aber, was ich Ihnen nun weiter vorzutragen habe, habe ich ihr nichts mitgetheilt. Solche Erörterungen sind nur dazu geeignet, von Herz zu Herz unmittelbar überzugehen, und nie aus dem geweihten Kreise der heiligsten Liebe zu treten.

Sie mißbilligen meine Wahl. Sie finden sie meiner unwerth, den ganzen Plan unzweckmäßig, und schlagen mir einen andern vor, der in jeder Hinsicht unseren gemeinschaftlichen Wünschen besser entsprechen soll. Endlich tadeln Sie meine vorige Leichtgläubigkeit, und scheinen der Meinung zu seyn, als ob eine allzugünstige Empfindung für einen Unwürdigen mich hingerissen hätte, unverständig zu handeln.

Keiner dieser Behauptungen hat es an einem Stachel gefehlt, der sich meiner Brust schmerzlich eindrückte. Doch sie kamen von Mutterhand, und

ich beugte mich geduldig dem Schmerze. Aber meine Überzeugung kann ich nicht beugen, und meine gütige, verständige Mutter hat dieß auch noch nie von ihren Kindern gefordert. So nehme ich mir denn die Freyheit, Ihnen nach meiner Einsicht auf jeden Ihrer Einwürfe genugthuend, wie ich hoffe, zu antworten.

Ihre Vorstellung von Lichtwerths äußeren sowohl als inneren Eigenschaften scheint, durch falsche Nachrichten, vielleicht durch Voreinnahme bestimmt, viel zu gering, und trifft daher mit der Wahrheit nicht zusammen. Seine Gestalt ist wohl zart, ja vielleicht schwächlich, aber keineswegs unangenehm. Sein Anstand ist fein, seine Sprache gebildet. Eben so ist es sein Geist, und wenn auch keine genialische Kraft in ihm wohnt, und dieser Geist nicht von außerordentlicher Tiefe ist, so ist er dafür mit so schätzbaren und nützlichen Kenntnissen geschmückt, und von einem so richtigen Gefühl geleitet, daß einer Frau nichts Erhebliches zu wünschen übrig bleibt.

Seine Familie, besonders die Persönlichkeit seiner Mutter, scheint in Ihren Augen der wichtigste Stein des Anstosses. Sie haben es nicht für nöthig gefunden, mir die wahren Verhältnisse aufzudecken. Ein Zufall, oder, um richtiger zu reden,

Lichtwerths kindlich schönes Vertrauen zu mir hat sie mir enthüllt. Ich weiß Alles. Aber bedenken Sie, liebste theuerste Mutter, daß jedes Ding, und somit auch jeder Character zwey Seiten hat, daß diese Mutter von ihrem Sohne, dessen Erhaltung und Ausbildung das Werk ihrer allerzärtlichsten Sorge und Pflege war, angebethet wird, obwohl der Vater sie in einem Anfall von Eifersucht verstossen hat, daß dieser Mann selbst nicht anders als mit Achtung von seiner geschiedenen Frau spricht, und lassen sie sich erbitten, einen alten Haß, eine längst verschmerzte Beleidigung, dem wahren dauernden Lebensglück Ihrer Tochter großmüthig aufzuopfern!

Was den Fürsten betrifft, so habe ich Ihnen schon längst mein Urtheil über ihn gesagt. Ich kann ihn nicht achten, und so kann ich ihn auch nicht heirathen. Er ist ein verwelkter alter Wüstling, den, wie ich einst in einem Buche gelesen habe, nur die Sünde verlassen hat, nicht er sie. Auch hat er sich schon längst völlig von mir entfernt. Mein Betragen war darnach, und ich sehe daher keine Möglichkeit ein, wenn ich auch noch wollte, die von mir selbst zerrissenen Fäden wieder anzuknüpfen.

Ich komme zu dem Theile ihres Briefes, der mir die schmerzlichste Empfindung verursachte, in-

dem er zugleich mein Zartgefühl und meine gesunde Beurtheilungskraft angegriffen hat. Fragen Sie die Tante, fragen Sie Jedermann, der diesen Winter über die Zirkel der besseren Gesellschaft besucht hat, wie das Betragen jenes Menschen, den ich nicht mehr nennen mag, gegen mich war, und ob nicht jeder unpartheyische Beobachter es für Wirkung der entschiedensten Auszeichnung, ja der zärtesten Liebe gehalten hat?

Freylich sind wir einander nicht näher gekommen. Aber Sie kennen meine Art zu empfinden und zu seyn. Sie ist nicht zuvorkommend. Ich denke dessen nicht zu bedürfen. Ich erwarte, daß man mir entgegenkomme. Ich sehe bestimmte Auszeichnungen und einen entschiedenen Vorzug für Etwas an, das ich im Vergleich mit den Meisten meines Geschlechts allerdings erwarten kann, und ich glaube keinen so großen Dank dafür schuldig zu seyn. So zeige ich mich denn auch nicht so gerührt davon, und begegne denen, die mir nur zollen, was mir wohl gebührt, nicht mit jener weichen Zuvorkommung, die nun freylich den verliebten Mann sehr aufmuntert, und ein frühes, oft allzufrühes, Zusammenschmelzen unerfahrener Seelen so sehr begünstigt. Wenn ich es bewirkt habe, wenn mein Selbstgefühl es war, was jenen Heuchler von noch

bestimmteren Äußerungen einer vorgeblichen oder sehr bald verrauchten Leidenschaft zurückhielt, so muß ich mir ja Glück wünschen, daß es so war, und mein angeborner Stolz mich vor noch größeren Mißgriffen und noch schmerzlicheren Leiden verwahrte.

Eine tiefe Verachtung gegen ihn, und ein Gefühl von — Racheluſt, möchte ich ſagen, erfüllt jetzt meine Seele. Er ſoll nicht glauben, nicht ahnen, daß mich ſeine Wandelbarkeit gekränkt hat, ja er ſoll ſelbſt daran irre werden, ob er mir auch je mehr als flüchtig gefallen hat. Das muß ich erreichen. Das iſt der Punct, auf den ſich alle meine Wünſche und meine Kräfte richten, und keine beſſere Gelegenheit kann ſich hierzu darbiethen, als meine Verbindung mit einem reichen, geachteten Mann, deſſen Vater ſelbſt kein höheres Glück als meine Hand für ſeinen Sohn zu kennen ſcheint. O meine theure, gütige Mutter! Geben Sie Ihre Einwilligung, wenn Sie wollen, daß ich noch eines vergnügten Augenblicks genießen, und mich nach ſo bitteren Leiden noch einmahl meiner Jugend, meines Lebens und meiner Vorzüge, die Ihr Werk ſind, freuen ſoll.

Zwanzigſter Brief.

Die Gräfinn von Wingheim an ihren Neffen Grafen Friedrich von O'born.

Aus der Reſidenz den 25ſten Aprill 1811.

Ich ſchreibe Dir, lieber Neffe, mit ſehr beklommenem Herzen, und in einer höchſtwichtigen Angelegenheit unſeres Hauſes. Suche Urlaub zu erhalten, ſobald Du dieſen Brief geleſen haſt, und eile zu uns in die Reſidenz; denn wir haben Deiner Gegenwart ſehr vonnöthen. Du biſt der Älteſte, und folglich das Haupt des Hauſes. Du biſt verſtändig, und was noch ungleich mehr iſt, gutmüthig. Deines Vaters weicher Sinn wohnt in Dir neben dem klaren Verſtande Deiner Mutter. Von Dir allein kann ich die beruhigende Löſung des Knotens erwarten, der uns alle ängſtiget und verwirrt, ſo daß Jedes im beengenden Geſichtskreis

seiner Wünsche und Leidenschaften nicht mehr das Wahre erkennen, und das Rechte ergreifen kann.

Der Stand der Angelegenheiten Deiner Schwester ist Dir bekannt. Ob sie Dir ihr Herz ganz aufrichtig enthüllt hat, ist eine andere Frage. Sie scheint das gegen Niemand gethan zu haben, und so wirst Du ungefähr auf eben dem Punct stehen, als eure Mutter und ich. Ich habe Dir also nur zu melden, daß sie ihrer Mutter vor zehn Tagen einen sehr langen Brief über ihre Heirathsangelegenheit geschrieben hat, den sie mich zwar, wie gewöhnlich, nicht lesen ließ, während dessen Abfassung ich sie aber in großer Gemüthsbewegung gefunden habe, die sie vergebens zu unterdrücken, und mir zu verbergen gesucht hat.

Ich konnte wohl vermuthen, was sie geschrieben; denn ich weiß leider, mit welchem heftigen Eigensinn, der die Frucht eines rachsüchtigen Trotzes ist, sie auf der Verbindung mit dem Grafen Lichtwerth besteht. Aber der Ton ihres Briefes, und ihre Äußerungen müssen von gar gewaltsamer Art gewesen seyn, indem sie die plötzliche unerwartete Herkunft eurer Mutter zur Folge hatten.

Vorgestern nach Tische, als ich mit Ida bey der Arbeit saß, und mich eben bemühte, so sanft und liebevoll, als ich es vermochte, dieß schwerge-

reizte Herz zu beschwichtigen, und sie zu ruhigeren Ansichten zurück zu führen, hielt auf einmahl ein Reisewagen. In zwey Minuten darauf trat meine Schwester ein, und ihre strenge Miene und ihre ganze Haltung kündigten mir das Gewitter an, das auszubrechen im Begriffe war.

Ich verschone Dich mit der Schilderung dieses Empfangs sowohl, als mancher andern nachgefolgten Scenen. Du kennst die Gemüthsart Deiner Verwandten. Jede von beyden glaubt die Vernunft auf ihrer Seite zu haben, jede streitet mit Gründen, die nach ihrer Ansicht vollkommen richtig sind. Vom Nachgeben aus kindlichem Gehorsam, vom Nachsehen aus mütterlicher Liebe ist hier keine Rede. Die Vernunft! Und nur die Vernunft! Das ist das dritte Wort zwischen ihnen, und ich würde Anstand nehmen, über diese Handlungsweise Deiner sonst so verehrungswürdigen Mutter mit Dir zu sprechen, wenn ich nicht wüßte, daß Du sie ohne dieß aus Erfahrung kennst, daß Dein weiches Herz darum nichts von seiner kindlichen Liebe verlieren wird, und wenn ich nicht Deine Dazwischenkunft als das einzige Hülfsmittel in dieser verwickelten Sache ansähe.

Nach meiner Ansicht haben Beyde in der Art Unrecht, in der Sache aber nur Deine Schwe-

ter. Sie ist als Tochter ihrer Mutter Folgsamkeit schuldig; denn wer kann Ältern das Recht nehmen, ihre Kinder von einer Verbindung, die sie als verderblich ansehen, abzuhalten? Und dann ist diese Verbindung wirklich nichts, als der Nothbehelf eines erbitterten Gemüths, das sich an einem Unwürdigen zu rächen meint. Vergebens habe ich ihr längst vorgestellt, daß Milota sich um diese Art von Rache wenig kümmern, daß er bey der Unbedeutenheit des von ihr gewählten Gegenstandes die Sache für das erkennen wird, was sie ist, für einen depit amoureux, und daß es ihm endlich einst sehr gleichgültig seyn wird, wenn Deine Schwester an der Seite eines unbedeutenden Gemahls ein trauriges Leben führen, und sich selbst, nicht den Verräther, gestraft haben wird.

Von dieser Seite sieht aber leider selbst Deine Mutter die Sache nicht an. Auch sie geht in die Rachegedanken Ida's ein, und somit gibt sie, ohne es zu ahnen, ihr Spiel selbst verloren. Sie tadelt nur das Werkzeug, und die Gründe, die sie vorbringt, sind, das Wenigste zu sagen, nicht kräftig, und sind es durchaus nicht gegen ein so kluges, und durch ihr heftiges Wollen noch scharfsichtiger gemachtes Mädchen.

So ist es denn nach manchem bitteren Auftritt

dahin gekommen, daß Deine Mutter mit einem Machtspruch dazwischen schlug, und hoch betheuerte, daß sie nun und nimmer diese Verbindung zugeben würde.

Ida erblaßte, und schwieg einen Augenblick. Mir zitterte das Herz, ich sah ängstlich, ja bittend auf sie. Aber ihr Stolz und ihr Muth verließen sie keinen Augenblick, und was andere niedergedonnert hätte, schien in ihrer Seele neue Kräfte zu wecken. Sie faßte sich gewaltsam, bekämpfte einen Ausbruch des höchsten Unmuths, der in allen ihren Zügen lag, und unaufhaltbar hervorzubrechen drohte, und sagte dann gelassen und höflich: Das steht in Ihrer Macht, gnädige Mama! Ich bitte Sie nur den einzigen Umstand nicht außer Acht zu lassen, daß ich seit vierzehn Tagen mündig bin. Bey diesen Worten wandte sie sich, und verließ mit langsamen Schritten das Zimmer.

Meine Schwester saß wortlos, todtenbleich, mit zuckenden Lippen. Ich erwartete jeden Augenblick mit Angst, daß sie ohnmächtig werden würde. Aber auf diese starken Verstandesmenschen wirkt das Gefühl nicht so, wie auf uns Andere. Ich sah nur, daß sie sich mit zitternden Händen an dem Tisch fest hielt, die Lippen zusammenbiß, und dann sich erhob, um ebenfalls fortzugehen. Aber sie schwank-

te. Ich ſprang hin, ſie zu unterſtützen. Mit einem Blick des höchſten Zornes ſagte ſie: Ich bitte dich! Schweig! Schweig nur jetzt! Ich bin nicht krank. Sie raffte ſich zuſammen, und ging in ihr Kabinett. Seitdem haben ſie ſich nicht mehr geſprochen, kaum geſehen. Ich ſtehe zwiſchen ihnen, wie zwiſchen zwey feindlichen Heeren. Keine von Beyden äußert ſich gegen mich; keine enthüllt die dunkeln Plane, die ſie in ihrer Bruſt trägt; keine antwortet befriedigend auf das, was ich ihr wohlmeinend vorſtelle.

In dieſer Verlegenheit, in dieſer höchſt unangenehmen, ja gefährlichen Stellung der Gemüther gegen einander, weiß ich nun nichts Klügeres zu erſinnen, als die Dazwiſchenkunft einer dritten, von beyden Theilen geachteten und geliebten Perſon, der ihre Gemüthsart ſowohl als ihr Verhältniß das Recht und die Salbung gibt, ein Wort mit liebreichem Ernſt dazwiſchen zu ſprechen. Darum ſchreibe ich Dir in Eile, und ſende den Brief mit Eſtafette fort; denn es iſt ſehr wichtig, daß Du ſo ſchnell als möglich kommſt, um dem Ausbruch noch ſtürmiſcherer Auftritte vorzubeugen, die mir hinter dieſer unheimlichen Gewitterſtille zu liegen ſcheinen.

Das ſind die unſeligen Folgen eines Syſtems,

in welchem der Verſtand Alles, die Liebe, die Nachſicht, die Gefälligkeit gar nichts iſt. Dieſes Syſtem hat das Unglück der Ehe eurer Ältern gemacht, es treibt deine Schweſter in die Arme eines werthloſen Gatten, es beraubt vielleicht Deine Mutter eines großen Troſtes in ihrem Alter, und ſtürzt eine ſonſt ruhige Familie in ein endloſes Labyrinth von Zwiſtigkeiten. O laß Dich durch dieß traurige Beyſpiel warnen, lieber Neffe, und glaube einer Matrone, die auch einen langen Weg auf Erden mit Ehre und Wohlſtand zurück gelegt hat, daß Liebe, Beſcheidenheit und gegenſeitiges Ertragen viel mächtigere Waffen ſind, und viel entſcheidender an ein gutes Ziel führen, als alle Spitzfindigkeiten des Verſtandes!

Ein und zwanzigſter Brief.

Baron Ludwig von Fahrnau an ſeinen Bruder.

Aus dem fürſtlichen Pallaſt den 26. Aprill 1811.

Ein böſer Dämon hat mich beſeſſen, als ich meiner glücklichen Unabhängigkeit entſagte, und mich in die Feſſeln des Hofzwangs ſchmieden ließ. Das täuſchende Glanzbild, das meine ſanguiniſchen Hoffnungen vom Leben und Wirken für's Große und Gute mir vorgeſpiegelt hatten, iſt nur zu bald verfloſſen.

Ich habe die Hofſchranzen nie leiden mögen. Ihre Intriguen und Wohldienereyen waren es, die mich einſt vom Dienſte wegtrieben, als nacheinander zwey armſelige Burſche, die kaum zu Fahnenjunkern tüchtig geweſen wären, mir als Oberſte vorgezogen wurden, bloß weil des Einen Vater Oberſtgarderobemeiſter war, und der Andere die Nichte des Oberkammerherrn geheirathet hat-

te. Jetzt habe ich diese Wesen in der Nähe kennen gelernt. Sie wimmeln um mich herum, und ich soll mit ihnen, durch sie wirken. Bey Gott! Es gibt kein elenderes Geschlecht, als dieses, und die Menschheit muß die unbegreiflichen Anstalten der Vorsicht preisen, daß, größtentheils von solchen Geschöpfen umgeben, unsere Fürsten noch das sind, was sie sind. Seit ich diese klare Ansicht erlangt habe, bedaure ich Niemand auf der Welt mehr, als unsern Fürsten, der mit seinen schönmenschlichen Gefühlen, mit seinem geraden Sinn, seiner hohen Achtung für Tugend und Recht, mitten unter diesen Erbärmlichen steht, die jede Äußerung eines Characters für Vergehen, jede Spur von eigenem Willen für unerlaubte Anmaßung halten, die nur allein vom Hauche der Fürstengunst leben, und mit sichtlicher Angelegenheit darüber sprechen können, ob der Fürst beym Heraustreten aus seinem Kabinett links oder rechts gesehen, Diesen oder Jenen angesprochen, wie oft er gelächelt, oder Tabak genommen hat.

Dennoch haben diese Insecten, so schwach sie zu seyn scheinen, ihren Stachel, ihr Gift, das sie heimlich, unter Lächeln und Schmeicheln, aber nur desto sicherer, zu verspritzen wissen.

Um von solchen Menschen gehaßt zu seyn, ist

es genug, ihnen furchtbar zu erscheinen, und das ist, Gott weiß wie? mein Loos. Der Fürst liebt mich, und zeichnet mich aus, mein Zögling hängt mit kindlicher Neigung an mir, und er gedeiht sichtbar an Geist und Körper, seit er unter meiner Aufsicht ist. Stoff genug für diese Armseligen zum Neid, und zur Furcht, daß ich, so ehr- und lohnsüchtig wie sie, immer mehr fordern und erlangen könnte! Daß mich das nicht rührt, daß dem Fürsten, den ich liebe, gefällig, und einst meinem Vaterland nützlich zu seyn, der einzige Bewegungsgrund meines Handelns ist, das begreifen diese Menschen nicht, die jedes Gemüth nur nach ihrem engen Maaß zu messen vermögen. So suchen sie ihre eigenen Ansichten in mir, und streben dem, was sie voraussetzen, mit aller ihrer Kraft entgegen.

Ich fühle ihre verderblichen Einflüsse überall, ohne eben bestimmt erkennen zu können, woher, und wie eigentlich diese Wirkungen kommen. Die meisten sind wohl nur negativer Art, Hindernisse, Unmöglichkeiten, Formen, die man nicht verletzen darf, und wodurch das Gute, das ich stiften möchte, auf alle Weise zurückgehalten wird. Schon längst hätte ich meine Klage dem Fürsten selbst vorgebracht, da es ja das Wohl seines Kindes ist, für das ich eifere; aber diese Würmer wissen sich so ge-

schickt in ihren krummen Gängen zu verbergen, daß ich mit dem entschiedensten Willen, den nächsten Besten zu entlarven, doch nicht dazu kommen kann.

Einen zwar kenne ich, aber bey Weitem den Unbedeutendsten, weil er unter vielen Schlechten noch der Rechtlichste ist — den Oberhofmarschall. Er haßt mich. Ich weiß es, und weiß auch warum. Ihm ist nicht der Liebling des Fürsten furchtbar. Ihn quält eine ganz andere Art von Neid. Er hat sich früher sehr um Rosaliens Gunst beworben, und sie hat ihn, als noch ihr wundes Herz in Zerstreuung und Geräusch Betäubung seiner Schmerzen suchte, nebst vielen Anderen geduldet. Jetzt hat sie sich aus dem Wirbel zurückgezogen, sie lebt nur für mich, und der Oberhofmarschall sieht sich zurückgesetzt. Zwar weiß er nichts von unserm Verhältnisse, aber er ahnet etwas, und das ist genug für ihn, um Alles zu fürchten.

So wie die Zeitumstände sich jetzt gestalten, möchte ich, auch selbst wenn ich könnte, nie einen Einfluß oder irgend eine politische Stelle suchen. Bey dieser ängstlichen Rücksicht für den Feind von ganz Europa, bey dieser wahrhaft zärtlichen Aufmerksamkeit für alle jene, die man näher oder ferner mit dem Französischen Hofe in Verbindung glaubt, würde ich alle Augenblicke Streit bekom-

men, und mir über kurz oder lang meinen Untergang selbst bereiten. Heucheln kann ich einmahl nicht. Ich kann höchstens schweigen, und das ist auch Alles, was man von dem Deutschen Edelmann in dieser schweren Zeit fordern kann.

Jener Lothar, von dem ich Dir schon aus **bad geschrieben, daß er dort in unseren Gesellschaften bald als Kunstkenner, bald als Kraftgenie, nirgends unbedeutend, überall geheimnißvoll erschienen ist, spielt auch hier in der Residenz und am Hofe seine Rolle. Die Maske fängt an sich zu lösen: Er ist, obgleich von Geburt ein Deutscher, ein Verräther seines Vaterlandes, und ein Emissär Napoleons. Dafür hält man ihn hier schon allgemein, und mir ist es, aus mehreren Notizen, die ich zu sammeln Gelegenheit hatte, beynahe gewiß. Man fürchtet und scheut ihn, wie man einen Bothen der dunkeln hölliſchen Mächte scheuen würde; aber man wagt es nicht, ihm den Abscheu zu zeigen, den man fühlt. Das finde ich unrecht und zaghaft. Der Mensch geht auf bösen Wegen. Er ist ein Verräther, ein Spion, wenn man das rechte Wort brauchen will. Was ist denn da an ihm zu schonen? Er ist es, der sich verbergen, und vor der Gewalt des Rechten und Guten zittern sollte. Ich meiner-

seits trete ihm überall entgegen, und zeige ihm gefliſſentlich, daß ich ihn durchſchaue, und nicht fürchte.

Es ſind aber außer den Dienſt- und politiſchen Verhältniſſen noch manche andere Dinge, die mich ſeit einiger Zeit von allen Seiten unangenehm berühren, und meinen Stand im häuslichen und öffentlichen Leben erſchweren. Leonore iſt ſeit einigen Wochen ganz verändert, ſtill, kalt, gezwungen. Ahnet ſie Etwas? Und wie? Und woher? Mein Betragen gegen ſie iſt ſich immer gleich geblieben. Meine Freundſchaft für Roſalien hat ihren erſten heiligen Rechten auf mein Herz keinen Abbruch gethan, und ich bin mir vollgenügend bewußt, ihr dadurch nie eine Urſache zur Klage gegeben zu haben. Warum alſo dieſe Änderung? Und wenn ſie Etwas erfahren hat, vielleicht ganz auf unrechtem Wege, und alſo in ganz unrechtem Sinn, warum ſpricht ſie nicht offen mit mir? Warum dieſe Kälte, die doch warm ſcheinen will? Warum dieſe Freundlichkeit, die ein trübes Geheimniß nur ſchwach verſchleyert? Mich drückt und peinigt dieß Verhältniß. Es war mein Wille, ſie nach und nach vorzubereiten, dann entweder ganz offen mit ihr zu handeln, und ihr zu geſtehen, daß eine brüderliche Neigung mich an ein edles, ihr an Herz und Geiſt verwandtes Weſen ziehe, oder, falls ich hätte fürch-

ten müssen, daß sie es nicht gehörig aufnehmen würde, das ganze Verhältniß mit dem tiefsten Schleyer zu decken, und sie nie ahnen zu lassen, was ihren mir so heiligen Frieden trüben könnte. O ich liebe Leonoren noch immer warm und innig, wenn ich auch erkenne, daß Rosalie ebenfalls liebenswürdig ist, und Ansprüche an meine zärtlichste Schonung hat! So ist nun gerade das allerunangenehmste für mich erfolgt, und ich sehe nicht ein, wie sich dieß Alles in ein freundliches Geleise ordnen soll.

Auch Rosalie quält mich, nur auf andere Art. Ihr genügt mein ruhiges, inniges Gefühl nicht, und sie erträgt unwillig das Geheimniß, das unsere Verbindung bey den jetzigen Umständen nicht nur vor Leonorens, sondern vor der ganzen Welt Augen decken muß. Das schöne, stille Gefühl, das in den ersten Wochen unserer Wiedervereinigung so beglückend zwischen uns waltete, das, wie ich hoffte, jeden Stachel der Unruhe aus unserem Verhältniß nehmen, und ihm eine ewige Dauer versichern sollte, dieses himmlische Gefühl ist von Rosalien geflohen, und hat einer unruhigen Leidenschaftlichkeit Platz gemacht, die mich quält und beunruhigt, indem sie sich bald im höchsten Ent-

zücken, bald wieder allen Martern der Eifersucht preisgegeben fühlt.

Das ist meine Lage. Die Welt glaubt mich sehr glücklich, und beneidet mich sogar. Du selbst äußertest neulich diese Ansicht. Sieh nun die wahre Gestalt dieses Glücks, und beklage mich vielmehr, denn meine Ruhe, und mein wahres Vergnügen ist in meinen stillen Bergen zurückgeblieben!

Zwey und zwanzigster Brief.

Die Gräfinn von Wingheim an ihre Schweſter.

Aus der Reſidenz den 2ten May 1811.

Unſer Hochzeittag iſt vorüber. Obwohl Du bey Deiner Abreiſe nicht allein mir keinen Auftrag ertheilt haſt, ſondern ſelbſt anzudeuten ſchienſt, als ob jede Erwähnung, die auf die widrigen Vorfälle der letzten Tage Bezug hätte, Dir vielmehr unangenehm ſeyn würde, ſo glaube ich doch nach meiner Anſicht, daß es geziemend, ja nothwendig ſey, Dich in Kenntniß von Allem, was dabey vorgefallen iſt, zu ſetzen, ſo wie mein Anerbiethen, Deine Stelle bey Ida zu vertreten, dadurch vor der Welt den häuslichen Zwiſt zu verbergen, und Deine Abweſenheit bey dem feyerlichſten Lebenstage Deiner Tochter auf eine anſtändige Art vor der Welt zu beſchönigen, Deinen vollen Beyfall erhielt.

Im Grunde konnte ich Deinen Entſchluß, bey ei-

ner Verbindung nicht gegenwärtig zu seyn, die so wenig nach Deinem Sinne war, daß Du ihr Deine Einwilligung versagen zu müssen glaubtest, nicht mißbilligen. Aber Ida hat, so stark sie sich auch äußerlich machte, und beym Abschied von Dir nichts als kindliche Höflichkeit, und jene Unterordnung zeigte, die schon der Umgang uns gegen Ältern zur Pflicht macht, doch das Verurtheilende Deines Schrittes, wenn ich es so nennen darf, tief empfunden. Sie hatte Dich mit mir bis an den Wagen geleitet. Du warfst mir noch einen Kuß zu, und nicktest mit dem Kopfe gegen sie, die ganz bleich und starr da stand. Beym Hinaufgehen über die Treppe blieb sie zurück. Ich sah mich um. Sie schien erschöpft. Ich faßte sie unterm Arm, und, ihre Erschütterung benützend, wollte ich anfangen, noch einmahl an ihr Herz zu sprechen, und durch ihr ergriffenes Gefühl zu bewirken, was mir ihr kalter Verstand bisher verweigert hatte. Sie schwieg lange. Wir waren bereits im Zimmer, sie hatte sich niedergesetzt, und schien in tiefen Gedanken. Das gab mir einige Hoffnung. Ich redete fort, ich suchte alle Gründe hervor, die, wie ich dachte, auf ein reuiges Tochterherz wirken könnten. Aber der unselige Stolz auf Verstand und höhere Einsicht, den Du — verzeih, liebe Schwester, daß ich Dir das sage! — selbst in ihr genährt hast, widersetzte sich allen besse-

ren Forderungen des Herzens. Nachdem sie mich wohl eine halbe Stunde hatte reden lassen, stand sie auf, wie Jemand, der aus einem schweren Traum erwacht, oder einen heftigen Schmerz überstanden hat, richtete sich stolz auf, und sagte: Liebe Tante! Glauben Sie mir! Die Erklärung an meine Mutter, daß ich meinen wohlgeprüften Entschluß ohne, ja selbst wider ihre Einwilligung dennoch durchsetzen würde, war nicht das Werk jenes Augenblicks, oder eine plötzliche Übereilung. Er hat sich lange, und nicht ohne Schmerzen und Kampf, in dieser Brust erzeugt. Aber ich habe ihn für unumgänglich, für allein rettend angesehn. Schon damahls, als die Mutter mir in ihrem Brief ankündigte, sie könne die Erfüllung meines Wunsches nicht zugeben, und jenen Schattengrund von altem Widerwillen anführte, fing jene Entschließung in meiner Seele an zu arbeiten. Auch Lichtwerth wurde Anfangs von seiner Mutter die Einwilligung versagt. Aber sie wich den dringenden Bitten ihres Sohnes, weil sie ihn mehr liebt, als ihre Genugthuung. Dieser Umstand vollendete die Klarheit meiner Ansicht. Es thut mir unendlich leid, daß es bis zu diesem Äußersten hat kommen müssen; aber es ist nicht meine Schuld.

Sie wollte gehen. Ich trat zu ihr. Ich wollte noch einmahl sprechen. Verschonen Sie mich, liebe

Tante! sagte sie sehr dringend, und wenn Sie noch einen Funken Zuneigung für mich behalten haben, so gönnen Sie mir Ruhe, denn ich bedarf ihrer! Sie verließ das Zimmer. Was konnte ich ihr sagen? Was mit dem Wesen anfangen, in dem wahre Ansicht und Wahn, richtiges Räsonnement und verführerische Sophismen sich in ein so wunderbares Ganzes verschlungen hatten? Ach Schwester! Ich muß es noch einmahl sagen: Du trägst auch Deinen Theil an der seltsamen Richtung dieses Kopfes!

Am folgenden Tage kam Dein Sohn, und hörte mit Bestürzung, daß Du ihn gar nicht hattest erwarten wollen, zugleich aber auch, daß Du mir insgeheim den Auftrag gegeben hattest, mich dem Gange der Dinge nicht mehr zu widersetzen.

So versuchte er es zwar noch einigemahl recht scharf und eindringend mit Ida zu sprechen; sie aber scheint, wie mehrere Personen ihrer Art, ihre Ruhe in Behauptung ihrer einmahl aufgestellten Sätze zu finden, und würde sie vielleicht jetzt aus einer Art von falscher Schaam nicht mehr aufgegeben haben, wenn sie sie auch als unzuläßig erkannt hätte. Zwey Tage darnach kam der Bräutigam, der die ganze Zeit über bey seiner Mutter gewesen und schon früher, wie er Ida schriftlich gemeldet, ihre Einwilligung nach manchem harten Kampf erhalten hatte, ganz warm vom

mütterlichen Herzen, mit ihrem Segen und ihren Thränen bethaut, zurück. Seine Erzählung hat mich gerührt. Wahrlich, seine Mutter muß entweder bey vielem Leichtsinn im Grunde nie schlecht gewesen seyn, oder sich sehr zum Guten verändert haben. In acht Tagen wurde nun die Hochzeit angesetzt. Ida kam zu mir, um mich halb zärtlich, halb stolz um die Gunst meiner Gegenwart an diesem Tage zu bitten. Es war, als schämte sie sich der besseren Regung, die in diesem Augenblick in ihr aufwallte. Ich antwortete, wie ich es mit Dir eins geworden war, daß die Rücksicht auf ein mögliches Stadtgerede, und was wir unserer Familie schuldig wären, mich bewogen hätte, ihre Bitte zu bewilligen, daß sie diese Vergünstigung aber keineswegs weder Deiner Verzeihung, noch meiner Überzeugung von der Rechtmäßigkeit ihres Schrittes zuzuschreiben habe. Sie verbiß eine unwillige Antwort, küßte mir die Hand, und Alles war abgethan.

Die Zurüstungen, welche der alte Graf machte, waren wirklich prächtig. Ida betrieb die Sache mit unruhiger Hast. Milota's Hochzeittag rückte heran. Sie wollte durchaus ihm den Rang ablaufen; und was sie so ernst gewollt hatte, ging denn auch in Erfüllung. Die Trauung hatte in der Hofkirche vor dem versammelten Volk, und einer großen Menge

des Adels Statt, den theils die bestimmte Einladung ihres Schwiegervaters zu dieser Feyerlichkeit berufen, theils die Neugierde herbeygezogen hatte.

Wir waren in fünfzehn Wägen, ungefähr sechs bis sieben und dreyßig Personen, aufgefahren. Alles in höchster Galla, die Bedienten in glänzenden Livreen. Überaus prächtig und zugleich geschmackvoll war der Wagen des alten Grafen, in welchem die Braut mit mir und dem Kranzfräulein saß. Aber Ida war doch schöner, als Alles um sie her. Der weiße Silberstoff, der sie umwallte, die reiche Diamantenkrone im dunklen Haar, der schöne Busen, der sich unter langen Schnüren von kostbaren Perlen und großen Solitärs hob, die innere Zufriedenheit, die sich in dem Blick des herrschenden Auges, wie in ihrer königlichen Haltung, aussprach, machten sie wirklich blendend schön.

Unter den Anwesenden fiel mein Auge auf Milota, der sich im Halbdunkel einer Säule hinter der Menge verborgen gestellt hatte. Ob ihn Ida gewahrte, weiß ich nicht; doch schienen ein unmerkliches Zusammenfahren, als sie vor dem Platze vorüber kam, wo sie ihn erblicken konnte, und einige blitzende Blicke, die sie während der Ceremonie gegen jene Seite warf, mir anzuzeigen, daß sie ihn gar wohl bemerkt hatte. Sie sprach das Ja stolz und kühn

aus, indeß des Bräutigams Stimme in sanfter Rührung schwankte, und nur sein Auge die Versicherung seines Glückes gab.

Nach der Trauung war Gesellschaft und Souper. Graf Lichtwerth hatte nichts gespart, um diesen Tag mit allem Glanz und aller Pracht zu begehen, die seinem Stand, seinem Reichthum, und dem Stolz seiner Schwiegertochter entsprachen.

Nun werden Besuche gegeben und genommen, und der prächtige Trousseau und alle Herrlichkeiten des neuen Verhältnisses zur Schau getragen. Dann geht das junge Paar auf seine Güter, und ich werde, so lieb mir Ida war, dennoch froh seyn, wieder jene gemüthliche Ruhe zu genießen, aus der mich in der letzten Zeit das betäubende Geräusch gebracht hat.

Meine Geschäfte gehen nun auch zu Ende, und ich sehe mit Sehnsucht dem Augenblick entgegen, wo ich der Residenz mit allem Verdruß und Ärger, die sie mich gekostet, auf immer Lebewohl sagen, und in Deine Arme eilen kann.

Drey und zwanzigſter Brief.

Baron Ludwig von Fahrnau an Roſalie von Sarewsky

Aus dem fürſtlichen Pallaſt den 8ten May 1811.

Ich habe Deinen Brief erhalten, Roſalie! O höre auf, mit Bitten und Vorwürfen ein Herz zu beſtürmen, das ſich ohnedieß im ſteten Gewirre ſtreitender Neigungen und feindſeliger Beziehungen nicht glücklich fühlt! Es iſt mir nicht möglich, Dich morgen, weder Früh noch Abends, zur gewohnten Stunde zu beſuchen. Nur morgen, meine Liebe, verlange nicht, daß ich Dich ſehe, daß aus Deinen Blicken neuer Zauber in mich ſtröme, und ich von Deinen Lippen noch tieferen Rauſch der Leidenſchaft trinke! Morgen iſt der Jahrestag meiner Hochzeitfeyer mit Leonoren. Eilf Jahre ſind vorüber, Jahre erſt der glühendſten Liebe, dann der zärtlichſten Freundſchaft, und des

tiefsten Friedens in ungestörter Übereinstimmung der Gemüther, bis Dein Anblick mich empfinden lehrte, was ich nie glaubte, daß es in meiner Brust aufglühen würde, diesen lebendigen Wechsel der Gefühle, diese Stürme des Gemüths, diese Seligkeiten und diese Schmerzen! Jetzt ist jener heitere Frieden dahin, aber auch verschwunden die thörichte Täuschung, der ich mich im Anfang unseres Wiederfindens ergab, als wäre es möglich, Rosalien ruhig wie ein Bruder zu lieben, und neben diesem aus Sonnengluth und beweglichem Äther gebildeten Wesen sich in der Klarheit seines Bewußtseyns zu behaupten. Ja, ich liebe Dich, Rosalie! Du hast mich hingerissen! Ich liebe Dich nicht als Bruder und Freund, nein, mit aller Gluth einer Leidenschaft, die endlich unverschleyert vor meinem erschrockenen Blicke steht. Hast Du das gewollt? Du hast es erreicht. Aber um den Frieden meiner Seele ist es geschehen!

Leonore ist mir noch stets theuer, und ihre Ruhe mir heilig. Ich sehe, daß sie leidet, ich ahne, weßwegen; ich bin ihr Achtung, Dankbarkeit, Schonung schuldig — und so kann ich besonders m ö r g e n meine freyen Stunden nur ihr allein widmen.

Du wirfst mir vor, daß ich gestern Abends zer-

ſtreut geweſen, und daß ich heut Morgens nicht zur beſtimmten Stunde gekommen bin. Auf das letzte diene Dir zur Antwort, daß der Prinz dieſen Vormittag nicht ganz wohl, und des Fürſten Beſuch uns zwiſchen zehn und eilf Uhr angekündet war, weßwegen ich auch dieſen Nachmittag mich nicht aus dem Schloſſe entfernen kann. Gern hätte ich Dir, wenn es möglich geweſen wäre, dieß durch ein Paar Zeilen zu wiſſen gethan; aber der einzige Bothe, der um unſere Verſtändniſſe wiſſen darf, war nicht bey der Hand, und einem Andern kann ich unmöglich unſer Geheimniß Preis geben. Was aber meine Unruhe von geſtern betrifft — Roſalie! wenn Du die Stürme bedenkſt, die ſeit der letzten Zeit in meiner Bruſt toben, und Du Dir Leonorens Schickſal vergegenwärtigſt, wenn ſie einmahl klar ſehen ſollte — ſo kannſt Du meine Stimmung nicht verdammen. — Roſalie! Theures, unausſprechlich geliebtes Weſen! Stille Dein aufgeregtes Herz! Traue dem Freund, der zwar ſelbſt leiden, aber nie Dich quälen wollen kann! Glaube bey zweifelhaftem Anſcheine, daß er Nichts thun wird, als was Liebe und Treue gebiethen! Glaube ihm, wenn er Dir zuſchwört, daß er, um Dich zufrieden zu ſtellen, ſein Leben, und ſein Erdenglück, nur nicht ſeine Ehre und Pflicht

aufgeben wird, und erlaß mir den morgigen Besuch! O, mein Herz wird ohnehin durch den Anblick der innigen Liebe Leonorens tief gefoltert seyn, die es ganz zu erwiedern nicht mehr im Stande, und ganz zu enttäuschen nicht grausam genug ist. Leb wohl!

Vier und zwanzigſter Brief.

Roſalie von Sarewsky an Baron Ludwig von Fahrnau.

Aus der Reſidenz den 8ten May 1811.

Welch ein Brief! Welche Bitterkeit der Vorwürfe! Ich fühle ſie ganz, obwohl ich ſie nicht verdiene. Tadelſt Du mich, daß ich nicht leben kann ohne Dich? Machſt Du es mir zum Fehler, daß ich verlernt habe, ruhig zu bleiben, wenn eine Wolke über Deiner Stirn ſchwebt, und meine Erwartung, Dich zu ſehen, getäuſcht wird? Mit wem Allem muß ich Dich noch theilen? Mit dem Prinzen, dem Fürſten, Deinen Angelegenheiten und Leonoren! O ich fühle die ganze Macht dieſer Anſprüche. Sie drängen mich fort, fort aus dem Herzen, das ich allein beſitzen, oder ſterben muß! O Ludwig! Sieh mich in meinem Schmerz, meiner Angſt! Kann ich dafür, daß Du mein ganzes Weſen beherrſcheſt, daß die Sprache zu arm iſt, um ein Wort zu erzeugen, das das Einſeyn

zweyer Weſen in der Tiefe und Innigkeit auszudrücken vermöchte, in der ich es fühle, und zugleich den zuckenden Schmerz des Einen Getrennten, wenn es ohne ſein anderes Ich leben und athmen ſoll!

Ich empfinde ihn nun einmahl dieſen brennenden, dieſen zerſtörenden Schmerz, und ſollte ihn dem Freund meiner Seele nicht klagen? Ich ſollte nicht vorausſetzen, daß ich ihm nichts Unerwartetes damit verkünde, weil er ja ohnedieß in ſich fühlen muß, wie mir iſt? O Ludwig! Ich kann nicht rückhalten, kann mich hierin nicht beherrſchen, wie es wohl Andere vermögen, die klüger, oder, laß mich es aufrichtig ſagen, kälter ſind, als ich. Willſt Du mein Leben, das Opfer meines Daſeyns, mein Blut Tropfen für Tropfen? Nimm es hin, wenn es Dich glücklich, wenn es Dich nur vergnügt macht! Das kann ich geben. Hierin kann ich mich beherrſchen; aber meinem Gefühle für Dich kann ich keinen Zwang anlegen. Es iſt allmächtig, wie die Geſetze der Natur, aus denen es ſtammt, und mit denen es Eins iſt.

Glaube mir, Ludwig! Dieſe Gemüther, die ſich immer in ihrer Gewalt haben, die durch keine vorlaute Empfindung ſich verrathen, kein ungeziemendes Feuer hervorbrechen laſſen — ach ſie haben eben nicht viel zu beherrſchen, und der ruhige Grund ihrer Bruſt, der niemahls die empörten Wellen

über die Ufer der Besonnenheit schlagen läßt, ist kalt und still, wie die ruhigen Seen der Hochgebirge, in deren dunkler Tiefe sich nur der ernste stumme Tannenwald spiegelt, der sie umgibt.

Wer kann die Leidenschaft bezähmen, wenn es Leidenschaft ist? Heißt sie nicht nach Leiden? Nun so muß sie auch Leiden bringen. Sie muß uns nicht ruhig lassen. Fühlst Du ruhig? Kannst Du Dich beherrschen? O dann liebst Du mich nicht! Dann ist es Sinnenreiz, äußerer Zauber, was Dich zu mir zieht, wechselndes Spiel streitender Empfindungen nicht die tiefe, heilige, ewige Liebe, die mich beseelt.

Du kommst morgen den ganzen Tag nicht? Es ist Dein Hochzeittag. — Hochzeit! O ja! Das ist eine hohe, feyerliche Zeit, voll Prunk, voll Zubereitung, voll Glückwünsche!

Als ich Dich das erstemahl sah, wie Du aus den Büschen tratest, als mein Inneres, die Natur um mich, Alles mit tausend Stimmen rief: Das ist Er! da feyerten unsere Seelen ihr Vermählungsfest. Es war der Augenblick, wo zwey Tropfen auf dem Rosenblatt sich berühren, in einander fließen, und, von keiner Macht mehr zu sondern, auf ewig Eins sind. Freylich, morgen mußt Du bey Leonoren bleiben, und darfst meines einsamen Schmerzes nicht achten. Ob ich in jedem

Augenblicke einmahl sterbe, was hat das zu bedeuten!

Es ist schon längst ein Gegenstand des bittersten Kummers für mich gewesen, daß unsere Liebe sich vor der ganzen Welt verbergen soll. Warum denn? Ja, die Welt soll nicht wissen, wie wir uns lieben; denn sie würde es nicht begreifen, und in ihrer Gemeinheit mit jeder Meinung darüber das reine Bild nur beflecken. Aber daß wir uns lieben, warum soll das ein Geheimniß seyn? O die Menschen dehnen ihre Herrschaft weit aus!

Übermorgen vor Tische wirst Du kommen. Übermorgen! Bis dahin wendet sich der Zeiger der Uhr noch wohl vierzigmahl, jeder solche Kreislauf geht über sechzig Minuten weg, und jede einsame Minute ist eine neue Qual!

Ich weiß nicht, was ich geschrieben habe. Ich weiß nur, was ich will, Dich sehen; denn ich will leben. Ich bin morgen den ganzen Tag allein bis eilf Uhr Abends. Sollte sich keine, auch keine einzige Minute für mich finden? Leb wohl!

Fünf und zwanzigſter Brief.

Roſalie von Sarewsky an Bertha von Selnitz.

Aus der Reſidenz den 10ten May 1811.

Der Tag bricht an nach einer in jeder Hinſicht ſtürmiſchen Nacht. Die ſchwarzen Donnerwolken, die ſich ihrer Fülle entledigt haben, ziehen zerriſſen in wunderbaren Geſtalten am grauenden Himmel hin. Schon entglimmt ein röthlicher Streifen in Oſten, und über den blutigen Schein legt ſich ein tiefſchwarzer Schleyer, und deckt ihn, mitleidig? oder ahnungsvoll? zu, wie das Schwarz des Trauerkleides ſich über ein blutendes Herz legt.

Kein Schlaf hat meine Augen beſucht. Für mich iſt es noch geſtern. Wie iſt es doch möglich, Bertha! daß die beſten Menſchen aus einem armſeligen Aberglauben an das Gerede der Welt und an einen äußeren Schein, der ſie ja vor ihren und je-

ner höheren Macht Augen nicht schlechter macht, so bänglich zittern, und diesem Moloch das Liebste, Schönste in die glühenden Arme werfen können!

Wenn das so bleibt, wenn keine Möglichkeit ist, eine andere Ansicht in seiner Brust zu wecken, was habe ich zu hoffen? Ein ewiger Kampf mit blinden Mächten, mit Vorurtheil, Gewohnheit, und Klätscherey steht mir bevor, und wie drey Furien erheben sich diese drey Gespenster in ihrer dunkeln, unbestimmten, und darum um so furchtbareren Gestalt vor mir. Riesig, unvermeidlich, unberechenbar stehen sie mir gegenüber, und alle meine Freuden und Hoffnungen scheitern an diesen Felsenriffen, die keine Macht der Liebe oder Vernunft zum Weichen bringen kann.

Was habe ich nicht gestern den ganzen Tag, und diese Nacht gelitten!

Es war ein Tag, dessen Erinnerungen schon schneidend in mein Gemüth dringen, und es in seinen lebendigsten Tiefen auf's schmerzlichste berühren mußten, Ludwigs Hochzeittag mit Leonoren!

Ich hätte an diesem Tage mehr Schonung bedurft als sonst; ich hätte in der Nähe des liebenden Wesens diese Stacheln peinigender Erinnerung sollen beschwichtigen können. Ich schrieb daher schon vorgestern an Ludwig, ohne dieser Ursache eigent-

lich zu erwähnen. Mein Gemüth, aufgereizt durch jene Anklänge, die, vergebens niedergekämpft, sich immer wieder in meiner Brust bewegten, mochte sich vielleicht in heftigeren Ausdrücken ergossen haben, und meine Bitten zu dringend gewesen seyn. Seine Antwort trug das Gepräge aufgeschreckter Angst und beklommener Verwirrung. Ich möchte nicht in ihn dringen, ich möchte ihn nur diesen Tag verschonen, er müsse ihn ganz bey der zubringen, die ihm das Schicksal zur Gattinn aufgedrungen! Kurz, er hatte beschlossen, gerade an diesem Tage, wo mir seine Gegenwart so nothwendig gewesen wäre, nicht zu kommen.

Das war mehr, als mein hochaufgeregtes Herz zu tragen vermochte. Ich schrieb ihm wieder, ich ließ mein verletztes Gemüth sprechen, ich verbarg ihm die leidenvollen Tiefen meiner glühenden Brust nicht. Keine Antwort! Kein tröstender Anblick des geliebten Wesens!

So blieb es bis spät am Abend. Schwül und schwer lag nach einem heißen Tage die Luft auf der qualmenden Stadt, schwüler und schwerer mein eisernes Geschick auf mir. Da zogen finstere Wolken von allen Seiten herauf, schwanger mit Blitzen, mit Wasserfluthen und Donnerkeilen. Was lag in ihrem dunkeln Schooße für die jagende Welt

verborgen? Was in der finsteren Tiefe der Zukunft für mich?

Jetzt zerrissen Leuchtungen die Nacht der Wolken in grause furchtbare Geistergestalten, die über dem rothblauen Grunde schnell sichtbar hinschwebten, und noch schneller verschwanden. Dumpf rollte der Donner aus weiter Ferne, und kündete die Schrecken an, die mir bevorstanden.

Ich war ans Fenster getreten. Die Dämmerung wich der Nacht früher als sonst, vom überhangenem Himmel. Dort und da entglimmte ein Licht in den Fenstern, und warf den zitternden Schein in die Finsterniß hinaus. Einzelne dunkle Gestalten wankten über die Straße, es ward still und stiller, und wie eine Welt voll drückender Ahnungen lag die schwere Gewitterluft auf meiner Brust. Da sah ich Etwas von der Ecke der Straße schnell durchs Dunkel hervorschreiten. Es blitzte. In der Leuchtung erschien die hohe Gestalt in den weißen Mantel eingeschlagen. Mein Herz pochte. Jetzt noch ein Blitz! Der Sturmwind riß sich los, die Staubwolken wirbelten, der Wanderer hielt mit Mühe den Mantel, er kam näher, an das Thor meines Hauses — o Gott! Es war Ludwig!

Ganz voll Staub, der an den schönen Augenwimpern und an dem braunen Gelocke hing, glü-

hend roth vom ſchnellen Streben durch den Sturm, trat er ein, und ich lag an ſeiner Bruſt. Ach nun war Alles vergeſſen, und kein Vorwurf fand mehr den Weg über meine Lippen! Aber ich ſah bald, daß Ludwig fern davon war, meine frohe Stimmung zu theilen. In trüber Spannung ſaß er an meiner Seite, und ſchwere Gedanken bewegten ſich in ſeiner Seele. Er war den ganzen Tag bey Leonoren geweſen. Der Fürſt ſelbſt hatte ihm Urlaub gegeben, und ihn dazu aufgefordert, als er zufällig erfuhr, was für ein Tag war. Mein Brief hatte ihn aber doch vermocht, nachdem er Abends zu ſeinem Zögling gekommen, und dieſer zu Bette gegangen war, noch in der ſpäten Stunde auszugehen, um mich zu beruhigen. Er hatte auf eine ganz finſtere Nacht gezählt. Da fuhren leuchtende Blitze hin, und erhellten die Straßen, und der Sturm riß ihm den Mantel von den Schultern, als eben zwey halbvermummte Geſtalten ſcharf beobachtend an ihm vorübergingen. Seine Stellung gegen Leonoren, ihr Benehmen, die Erinnerung des Tages, die Begegnung auf dem Herwege, Alles hatte ihn verſtimmt, verſtört, und nicht meine innige Liebe, nicht meine zarteſte Schonung vermochten dieſe mißtönenden Klänge zur Harmonie zu ſtimmen.

Ich wurde gereizt, empfindlich. Wer wäre es

in meiner Lage nicht geworden? Ich sagte es ihm unverhohlen. Ich sah, wie es ihn ergriff; aber ich konnte nicht anders. O wenn schon die Welt mit ihren kalten Forderungen, und das unerbittliche Gesetz in seiner düstern Strenge sich gegen mich verschworen haben, muß auch noch die Liebe die letzten Blüthen hartherzig abreißen, und mir den einzigen, schönen Augenblick eines peinlichen Tages verkümmern? Ich litt unendlich, und es wäre ein Raub an unserer Freundschaft gewesen, wenn ich ihm hätte entziehen wollen, was in mir vorging. Laß die es verbergen, die es vermögen! In dieser Möglichkeit liegt das Bekenntniß ihres schwächeren Empfindens.

Er stürzte endlich zu meinen Füssen, und bath mich, meinen Thränen Einhalt zu thun. Ein schwerer Kampf erhub sich in seiner Brust. Mein Schmerz und seine ängstlichen Rücksichten, die Wahl zwischen meinem Unglück, und dem, was er Verletzung seines Ehrgefühls nannte, regten ihn in fürchterlicher Heftigkeit auf. Er sprang auf, und ging rasch im Zimmer auf und ab. Dann trat er wieder zu mir, und beschwor mich, ruhig zu seyn, und an die Gewalt seiner Liebe zu glauben. Konnte ich das, wenn jeder Wunsch Leonorens, jeder Hauch des öffentlichen Rufs hinreicht, sein Bewußtseyn

aufzuſchrecken, und unſer ſtilles Glück zu ſtören? Ich ließ meine Thränen ſtrömen. Ich ſagte, was ich empfand, was ich litt. Ich fühlte mich im Innerſten zerriſſen, erſchöpft, und ſank halbohnmächtig aufs Sopha zurück. Jetzt war es um ſeine Faſſung geſchehen. Er faßte mich in ſeine Arme, ſeine glühenden Küſſe weckten mich ins Leben. Ach Bertha! Welcher Moment! Ich richtete mich auf, ich ſah in die Sterne ſeiner ſchönen Augen, die durch den feuchten Schleyer ſeiner Thränen mit glühender Zärtlichkeit ſtrahlten, und ich ſtreckte meine Arme aus, ihn an meine Bruſt zu drücken. Da rollte ein fürchterlicher Donnerſchlag über unſere Häupter hin, und ein ſchwefelgelbes Licht fuhr durch das dunkelnde Zimmer, in dem die Kerzen herabgebrannt waren. Er riß ſich auf, er ſtand bleich und ſtarr vor mir. In dem Augenblick ſchlug es drey Viertel auf Eilf. Er erſchrack, raffte ſich zuſammen, rief: Ich muß fort! und wandte ſich ſchnell von mir.

Um Gotteswillen! Warum? Was iſt Dir ſo plötzlich?

„Ich muß fort! Halte mich nicht auf! Um eilf Uhr werden die Thore des Pallaſtes geſchloſſen. Wer ſpäter kommt, wird bemerkt. Niemand darf wiſſen, daß ich um dieſe Stunde bey Dir war.“

Und in dieſem Wetter willſt Du fort? rief ich. Ein Platzregen mit Schloſſen ſtürzte aus den geborſtenen Wolken; das Waſſer lief in Strömen über die Straße.

Er ſchüttelte wild den Kopf: „Und wenn die Hölle offen wäre, ich muß doch fort!“

Ich laſſe dich nicht! rief ich: Du biſt erhitzt, der Regen iſt kalt, es könnte Dein Tod ſeyn! O geh nicht! geh nicht!

Roſalie! rief er wild: Laß den Mann von Ehre für Deine und ſeine Ehre ſorgen! Laß mich fort! Mit dieſen Worten machte er ſich gewaltſam von mir los, und eilte aus dem Zimmer. Ich ſank auf den Stuhl am Fenſter. Der Sturm in meinem Inneren glich dem in der empörten Natur. Mein Blick fiel auf die Straße. Ich ſah die Geſtalt im weißen Mantel beym Leuchten des Blitzes aus dem Thore treten, und zwey dunkle Figuren, die ihm den Weg vertreten zu wollen ſchienen. Mit gewaltigem Arm machte er ſich Platz, und ein teufliſches Lachen ſchallte ihm nach. Hatten ſie ihn erkannt?

Tauſend ſtreitende Gedanken erhuben ſich in meiner Bruſt, tauſend peinliche Möglichkeiten ſtanden vor meinem Geiſt. Ich konnte das Schlimmſte befürchten, denn ich wußte nichts Beſtimmtes. Ich fühlte mich krank, ſchellte meinen Leuten, und ließ

mich zu Bette bringen; aber kein Schlaf beſuchte meine Augen, nur ſehr bittere Thränen über das unwürdige Schickſal einer ſo edlen Liebe erleichterten endlich meine Bruſt, und lösten die ängſtliche Spannung. Mir ward leichter, das Gewitter hatte indeſſen auch ausgetobt, die kurze Nacht war vergangen. Wie das Licht der Welt zurückkehrte, kehrte auch mir Beſinnung und einige Ruhe zurück, und ich ſtand auf, um Dir zu ſchreiben.

Das hat mich erleichtert. Mein Geiſt iſt ſtiller geworden. Aber ruhig? O das kann ich nicht werden, ſo lang meine Liebe vor jedem Schattenbild falſcher Ehre, vor jeder Laune einer eiferſüchtigen Frau zittern muß! Leb wohl!

Sechs und zwanzigster Brief.

Baron Ludwig von Fahrnau an seinen Bruder.

Aus dem fürstlichen Pallast den 20sten May 1811.

Mein ganzes Seyn in den gegenwärtigen Verhältnissen und Beziehungen wird von Tag zu Tag unangenehmer. Neid und Cabalen scheinen auf jeden meiner Schritte zu lauern, und Alles, was mir zum Nachtheil gereichen kann, an's Licht zu ziehen, zu verkehren, zu deuten, um mir, wo es nur möglich ist, ein übles Spiel zu machen.

Um Leonorens Willen, deren Ruhe zu schonen, ich fest entschlossen bin, habe ich meinen Umgang mit Rosalien bisher so geheim als möglich gehalten, sie auch nur mit der größten Vorsicht, und in Stunden besucht, welche, im Falle man es erführe, weder meinem noch ihrem Rufe nachtheilig seyn könnten.

Dennoch erhebt sich hier und dort eine Stimme der Lästerung gegen sie und mich. Man fängt an,

halb laut, halb versteckt, von dem Geheimniß zu sprechen, und ich habe alle Ursache, überzeugt zu seyn, daß Leonore bereits von Allem unterrichtet ist.

Vor zehn Tagen war unser Vermählungstag. Der Fürst hatte es zufällig erfahren, und mir angebothen, mich den ganzen Tag von meinem Dienste loszuzählen, damit ich ihn ungestört mit meiner Familie zubringen könne. Ich mußte die Gnade geziemend erkennen, und hinterbrachte sie Leonoren mit einem wahrhaft frohen Gefühl; denn ich glaubte auch ihr eine Freude damit zu machen. Sie nahm es sonderbar auf. Im ersten Moment strahlte zwar ein lebhaftes Vergnügen aus ihren Augen, und ich schlug meinen Arm in herzlicher Liebe um sie. Da sah ich sie plötzlich innerlich zusammen schaudern. Ein düsterer Ausdruck überschleyerte die erst lächelnden Züge, und es schien mir sogar, daß sie eine Thräne zurückdrängte. Betroffen ließ ich sie los. Ein peinliches Gefühl sagte mir, was in ihr vorging. Ich stand, ihre Vorwürfe, ihre Klagen erwartend, und fest entschlossen, nichts zu läugnen, aber ihr auch alle die innige Liebe zu zeigen, die für sie in meinem Herzen lebt, und wovon ihr jene Unglückliche nichts entzogen hat. Aber sie besitzt sich auf eine unbegreifliche Art. Sie faßte sich sogleich, blickte mich wieder freundlich an, und dankte mir jetzt recht innig für den Beweis

meiner Anhänglichkeit an die Meinigen. Mir ward eiskalt bey dieſen Worten, und das Geſpräch ging auf gleichgültige Dinge über.

Der Tag ſelbſt floß, wie er nach dieſer Scene, und nach der Leſung eines Briefes von Roſalien vergehen konnte, die mir in den bitterſten Worten meine Strenge gegen ſie, meine Liebe für Leonoren vorwarf, und die ganze Tiefe eines leidenſchaftlichen Gemüths zeigte. Leonore ſuchte zwar durch ihr Betragen jeden Stachel des Vorwurfs aus meiner Seele zu nehmen; aber ich fühlte, daß es Kunſt war, und blieb verſtimmt, wie ich denn überhaupt mich jetzt nicht mehr in ihrer Nähe zurecht finden kann. Ich weiß, daß dieß größtentheils mein Unrecht iſt, und es quält mich, obwohl ich es nicht ändern kann. Es iſt aber auch das ihre. Hätte ſie mir es früher möglich gemacht, offen mit ihr zu ſeyn, vielleicht wäre Alles in ein gutes Geleiſe, und mein Verhältniß zu Roſalien nie zu jener leidenſchaftlichen Spannung gekommen, die mir jeden frohen Genuß raubt. Jetzt iſt es auf jeden Fall zu ſpät. Ich kann mit Leonoren über die Lage meines Herzens nicht mehr offen reden, und ſo dient ihr Betragen nur dazu, mich zu martern, ohne etwas für unſer beyderſeitiges Wohl, für ein freundliches Zurechtfinden zu bewirken.

Endlich ſchlug die Stunde, die mich zu meinem

Zögling rief. Leonore entließ mich mit sichtlicher Kälte, und zum ersten Mahl seit unserem gestörten Verhältniß kam ein bitteres Wort über ihre Lippen. Ich überhörte es, und ging; aber es hallte in allen Tiefen meiner Seele nach.

Schwere Wolken zogen am Himmel herauf, und eine dumpfe Schwüle lag über den Höfen des Pallastes. So schwer lag es auch auf mir. Als ich in meine Zimmer kam, schlief der Prinz schon. Ich hieß auch Adolph sich niederlegen, und sann der Möglichkeit nach, Rosaliens heißen Wunsch dennoch zu erfüllen. Mein Herz war durch Leonorens kalte Besonnenheit verwundet, und durch ihr letztes Wort gereizt worden.

Eine tiefe Sehnsucht zog mich zu dem liebenden Wesen, das mich mit absichtsloser Innigkeit umfangen würde. Die späte Stunde, und selbst die Sorge für Rosaliens Ruf, hielten mich im ersten Augenblick zurück. Man konnte mich zu ihr gehen sehen, es war gleich zehn Uhr, um eilf wurden die Thore des Pallastes geschlossen, und wer später kömmt, muß sich melden.

Doch bald reizten selbst diese Hindernisse mich noch mehr. Ein Gewitter war im Anzug. Ich konnte hoffen, die Straßen einsam zu finden. Ich hüllte mich in meinen Mantel, und eilte die Treppen hinab.

Der Sturm war schon erwacht, Staubwolken wirbelten, kein Mensch begegnete mir, und so erreichte ich die Straße, wo Rosalie wohnt. An der Ecke derselben traten zwey verhüllte Gestalten aus einem Portal, und nahmen denselben Weg, wie ich. Ich achtete nicht weiter auf sie; aber unfern vom Hause riß der Sturm mir den Mantel auseinander, es blitzte in dem Augenblick, und ich hörte die Beyden flüsternd sprechen und lachen. Die Möglichkeit, daß sie mich erkannt hätten, war mir höchst widerlich. Aber sollte ich, auf diese Möglichkeit hin, aufgeben, was ich vorhatte, und was bereits erreicht war?

Ich eilte zu Rosalien. Sie empfing mich mit glühender Liebe, sie verschwendete alle ihre Zärtlichkeit an mir, und vermochte doch nicht, die peinliche Stimmung zu verscheuchen, welche der ganze heutige Tag, Leonorens letzte Worte, und das Lachen der beyden Gestalten in mich gebracht hatten. Sie fühlte es, und nun ergossen sich ihre Klagen und ihre Thränen unaufhaltsam. Mein Innerstes war aufgeregt, zerrissen. Dazu wurde das Gewitter immer heftiger, Blitze und Donner wütheten, der Regen stürzte herab. Rosalie überhörte Alles. Sie dachte nur mich und ihren Schmerz. Ich sah sie erblassen, hinsinken. Nun war meine Fassung dahin. Ich wollte mich in ihre Arme stürzen. Ein

Donnerschlag weckte mich zum Bewußtseyn. Leonorens Erinnerung erhob sich in mir. Rosaliens Ruhe und ihre reine Würde schwebten vor meiner Seele. Ich kämpfte mein stürmendes Gefühl nieder, und entriß mich ihren umschlingenden Armen.

Als ich über die Treppe herabkam, fand ich, daß das Ungewitter oder ein böser Wille die Verhüllten unter dem Thorweg des Hauses festgehalten hatte. Ich eilte an ihnen vorbey. Sie folgten, und schienen mir den Weg vertreten zu wollen. Ich machte mir Platz, aber ich hörte meinen Nahmen nennen, ein spöttisches Gelächter schallte hinter mir drein, und es ist mir gewiß, daß Einer jener Beyden der verhaßte Lothar war.

Dieser Zufall ist mir unbeschreiblich ärgerlich. Der Mensch weiß, wo ich gewesen, und sein niedriges Gemüth vermag nur das Schlechteste zu denken. Rosaliens Ruf kann dadurch leiden, und Leonorens Argwohn auf die abscheulichste Art bestärkt werden.

So peinigt mich Alles von allen Seiten, und dieses unselige Stadt- und Hofleben hat mich in ein endloses Labyrinth von Verdrießlichkeiten und widrigen Zufällen verwickelt. Aber laß Dich den Teufel bey Einem Haare fassen, und Du bist sein auf ewig! Leb wohl!

Sieben und zwanzigſter Brief.

Leonore von Fahrnau an ihre Schweſter.

Aus dem fürſtlichen Pallaſt den 25ten May 1811.

Dein Brief, liebe Schweſter, den ich etwas verſpätet vor einigen Tagen erhielt, war ein Strahl himmliſchen Lichts in der trüben Dämmerung meines Lebens. Jetzt, da geſchehen iſt, was ich ſo ſehr wünſchte, aber nicht voreilig vorher verkünden wollte, um dem freyen Spiel der Gefühle und der Macht gegenſeitiger Eindrücke keinen Zwang anzulegen, und die Unbefangenheit, dieſen lieblichſten Reiz unſchuldiger Annäherung, nicht zu ſtören, jetzt darf ich Dir ſagen: Ich hatte es erwartet, ja noch mehr, ich hatte es beabſichtigt. Lehmbach iſt einer der vorzüglichſten Menſchen, die ich kenne. Sein Äußeres iſt ſo gefällig, und ſein Umgang ſo anziehend, daß dieß allein hinreichend ſeyn würde, eine Neigung, die er eingeflößt hätte, zu

rechtfertigen; aber sein würdiger Character erhöht und heiligt noch dieß Gefühl, und ein bedeutender Rang setzt eine Verbindung mit ihm über jeden Tadel der Welt hinweg.

Dieses zartfühlende Herz war lange Zeit durch eine unglückliche Neigung für einen seiner nicht würdigen Gegenstand gekränkt gewesen. Unser Haus war der Zufluchtsort seines stillen Leidens. Er war den Winter über sehr viel bey uns, und sehr oft an einsamen, ach damahls noch so schönen Abenden ganz allein mit Ludwig und mir. Da schloß sich uns sein redliches und zartfühlendes Gemüth ganz auf, und eine freundliche Hoffnung fiel, wie ein plötzliches Licht, in meine Seele, als er vor zwey Monathen die Sendung nach — —f erhielt, und ich wußte, daß er nun in Deine Nähe kommen werde.

Es hat sich gemacht, wie ich im Stillen wünschte. Die reine Seele meiner Clara hat dieß edle Herz erkannt, und der biedere Freund konnte das anspruchslose zarte Geschöpf nicht ohne Rührung sehen. Du wirst ihn glücklich machen, und eine treue Mutter seiner holden Kinder seyn. Gott hat mein Gebeth erhört. Er segne eure nahe Verbindung!

Lehmbach hat mir, als er vor vier Wochen zu-

rückkam, um seine Geschäfte zu ordnen, so viel und mit solcher Begeisterung von Dir gesprochen, daß ich sogleich auf einen bedeutenden Eindruck schließen konnte, den Du auf ihn gemacht haben mußtest. Dann schriebst Du mir Ähnliches, und jetzt ist, Gottlob! Alles in Ordnung. Gern, sehr gern, Ihr Glücklichen, wäre ich unter anderen Umständen an dem schönsten Tage Eures Lebens Zeuginn eurer Seligkeit gewesen, und die funfzehn oder zwanzig Meilen bis zu der Tante würden mir nicht zu weit gewesen seyn, um mein Clärchen im Gefühl ihres wohlverdienten Glückes zu sehen, und an mein Herz zu drücken. Aber so wie meine Stimmung jetzt ist, wirst Du es mir als kein Zeichen geringerer Liebe ausdeuten, wenn ich Alles als verletzend fürchte, was die dumpfe brütende Stille stören würde, in der ich mich lieber gar nicht regen möchte, um nicht meine Wunden schmerzlicher zu fühlen. Es war eine Zeit, wo das Gefühl gekränkter Würde, und die Betrachtung, für wen ich hingeopfert wurde, mich durch die Kraft des beleidigten Stolzes aufrecht erhielten. Damahls fühlte ich mich stark, alles zu verhehlen und zu unterdrücken. Es gelang auch, und ich glaube, man hatte gar keinen Begriff von den Stürmen und Qualen, die damahls meine Brust verbarg.

In solcher Stimmung war ich auch noch an meinem Hochzeitstage. Als ich hörte, daß wir ihn allein in stiller Vereinigung zubringen sollten, überraschte mich ein augenblickliches Vergessen meiner Lage, ein freudiges Gefühl. Der nächste Moment brachte mich zum Bewußtseyn zurück, und das Gewicht von Sonst und Jetzt fiel mit Centnerlast auf mein Herz. Ich wollte zwar den Eindruck verbergen; aber es war zu spät. Er war schon bemerkt, bitter empfunden und mißdeutet worden. So brachte dieser unbewachte Augenblick mich auch um das Glück einer möglichen Täuschung, in welcher ich den einst so erwünschten Tag doch vielleicht hätte zubringen können.

Zwar gab man — das muß ich aufrichtig gestehen — sich alle Mühe, diese Täuschung hervorzubringen. Man war recht aufmerksam, recht gut, und auch manchmahl zärtlich. Aber gerade diese Aufwallungen waren es, die mir den schärfsten Stachel ins Herz drückten, indem sie mir einen vorübergehenden Schimmer jenes vollen Tages zeigten, in dem ich sonst immer gewandelt hatte. Man brachte mir sehr schöne, ganz nach meinem Geschmack gewählte Geschenke. Sie freuten mich wohl, und ich zeigte es auch. Aber jene Blumen, die ich sonst bey kleinen Abwesenheiten, in Briefe

eingelegt, zum Zeichen erhielt, daß man in jeder schönen Gegend meiner gedacht habe, hatten doch unendlich mehr Werth für mich gehabt, als dieser Indische Shawl, und der elegante Farbenkasten, den man mit Überlegung gekauft hatte, um mir den guten Willen, und einen Überrest von Zuneigung zu zeigen. Ach! Er hüllt meine Brust in das warme Tuch, weil sein Herz nicht mehr warm an dem meinigen schlagen kann!

Diese und ähnliche Gedanken bewegten sich unwillkührlich in meiner Seele, verstimmten fortwährend mein Gemüth, und ließen mich den Ton nicht finden, in dem ich mit ihm sprechen sollte. Ich gab mir alle Mühe, nicht bitter zu werden, zu scheinen, als wüßte ich von nichts, und als gäbe ich mich der Täuschung hin, die er hervorbringen wollte. Es gelang nicht. Unsere Unterredung war matt, gespannt. Er wurde zerstreut, einsylbig, und sah einigemahl gegen Abend auf die Uhr. Der Fürst hatte ihm den ganzen Tag freygegeben. Was konnte ihn von mir wegziehen?

O eine schmerzliche Vermuthung wallte in mir auf! Und als er wirklich viel zeitlicher, als ich hoffte, aufstand, um seinen Hut zu nehmen, da entriß mir mein beleidigter Stolz die Äußerung: Er möchte sich nicht länger bey mir aufhalten; mir

schiene ohnedieß, daß wir nicht mehr recht zusammenpaßten. Er sah mich mit glühendem, finsterem Blicke an — so habe ich ihn nur gesehen, wenn er über eine Ungerechtigkeit oder Bosheit seiner Untergebenen zürnte — und schwieg einen Augenblick. Du hast Recht, sagte er dann eiskalt: Es ist Zeit, daß ich gehe!

Seitdem sehe ich ihn viel seltener. Jenes rasche Wort scheint den letzten Damm zerrissen zu haben, den Schonung, oder die Hoffnung, mich zu täuschen, zwischen ihm, und einer ungescheuten Enthüllung seiner wahren Gesinnungen gezogen hatte. Es finden sich nun eine Menge Abhaltungen in sein Apartement zu kommen, und wenn er da ist, ist er zerstreut, oder das Gespräch läuft über häusliche Angelegenheiten. Zu diesen trüben Verhältnissen kommt noch, daß, seit der Frühling vorgerückt ist, alle Nachrichten, die wir aus Rosenstein erhalten, die Anwesenheit wenigstens Eines von uns daselbst dringend fordern. Er kann den Prinzen nicht verlassen. Ich werde also hinaus, und ihn hier allein lassen sollen. — Allein! Großer Gott! Und unter welchen Umgebungen!

Ach auch damahls, als er sich in den ersten Jahren unserer Ehe aus meinen Armen riß, um dem Ruf der Pflicht und Ehre in dem Feldzug zu

folgen, wußte ich ihn von Gefahren umringt. Aber es war möglich, daß keine Kugel ihn treffen würde, und er zu der beträchtlichen Zahl Jener gehörte, die unversehrt, oder nur leicht verletzt, zu den Ihrigen zurückkehrten. Und dann, wenn ich ihn damahls verloren hätte, so hätte der Gedanke des ehrenvollen Todes für Vaterland und Pflicht mich wohl nicht getröstet, aber doch erhoben. — Aber jetzt?

Dieser Gedanke der Trennung, und ihr Vorgefühl, das ich in seinem offenbaren Zurückziehen schon jetzt empfinde, haben mir durch ihren Schmerz auch noch die Kraft geraubt, mich so ganz, wie vor einiger Zeit, zu beherrschen. Ich fühle mich so weich, so wehmüthig gestimmt. Ach! Dir kann ich es sagen, liebe Schwester! Ludwig erscheint mir jetzt, da ich ihn beynahe für verloren halten muß, noch liebenswürdiger als je. Und er ist es auch. O mein Gott! Er ist so edel, so kindlich gut!

Mehr als einmahl schon hat mein Herz mich gedrängt, an seinen Hals zu fliegen, und ihm meine Schmerzen, meine Sorgen zu gestehen. Aber nein! Nein! Ich darf es nicht wagen. Er kann sich nicht ändern, er ist zu tief verstrickt, und so würde dieß Benehmen nur eine höchstergreifende Scene veran-

lassen, mich in seinen Augen herabsetzen, und ihn vielleicht ganz von mir scheuchen.

Einen Beweis seines edlen, geraden Sinnes hat er nur erst vor wenig Tagen gegeben.

Es wurde ein Ordenscapitel gehalten. Von dem Orden, dessen Commandeurkreuz Ludwig, seit er bey Hofe ist, trägt, sollten mehrere Decorationen aller Classen ausgetheilt werden. Der Oberhofmarschall, ein schwacher, eitler, aber im Grunde redlicher Mann, der seinem Herrn wirklich mit Anhänglichkeit dient, und für den ein Großkreuz längst das höchste Ziel aller Wünsche war, hatte sich nebst vielen Anderen darum beworben. Seine Ansprüche waren durch Geburt, Dienstjahre und Redlichkeit allerdings sehr geltend; dennoch hatte es das Ansehen, als ob ihm einige Jüngere vorgezogen werden sollten.

Der Oberhofmarschall gab sich alle ersinnliche Mühe, und setzte alle Triebfedern, die ihm zu Gebothe standen, ins Spiel. Ludwig hörte davon. Er fand es ungerecht, den alten Mann um eine so wohl verdiente, und ihm so theure Belohnung zu bringen. Er nahm sich das Herz, mit dem Fürsten selbst darüber zu sprechen, und bemühte sich zugleich, in dem Capitel mit allem Nachdruck, und so klar, als es ihm selbst war, zu zeigen, daß jene glückliche-

ren Nebenbuhler sich weder mit den Jahren, noch mit dem Verdienste und dem Eifer des Hofmarschalls messen könnten. Genug, dieser erhielt das Großkreuz, und der Fürst gestand ihm in der Audienz, als er dafür zu danken kam, wer ihn vorzüglich dazu vermocht habe.

Das brach dem alten Manne das Herz. Der Fürst hat Ludwig selbst erzählt, daß er Thränen in seinen Augen gesehen. Sein erster Weg aus dem fürstlichen Kabinett war zu Fahrnau. Er wollte förmlich und etikettenmäßig seyn, aber es ging nicht. Die Rührung überwältigte ihn, und Fahrnau, alles Andere vergessend, schloß ihn recht innig und freudig an seine Brust. Seitdem hat er an dem Mann, der ihm früher abgeneigt war, einen warmen Freund erworben.

Sieh, Clara! So gut ist mein Ludwig. Es ist unmöglich. Ich kann ihm nicht zürnen. Mein Stolz ist gebrochen, ich kann nur um ihn weinen, und eine unselige Verkettung der Umstände anklagen, die uns zuerst nach **bad, und endlich hierher führten. Was dann geschah, wie Ludwig in diese Schlingen fiel, fallen mußte, das ist wohl sehr natürlich, und war beynahe voraus zu sehen. Ich habe es geahnet, als ich Rosenstein verließ. O es hat sich Alles, Alles vereinigen müssen, um es

dahin zu bringen, wo wir jetzt sind, des Fürsten Vorliebe für Fahrnau, seine bedeutende Persönlichkeit, seine Jugendfreudigkeit, selbst sein Ehrgeiz! Es war Alles schlau und genau berechnet.

Clara! Theure, geliebte Schwester! Du stehst jetzt auf dem Punct, auf dem ich vor eilf Jahren stand. Der Himmel gebe Dir das Glück, das ich genoß, aber nie, nie meine Schmerzen zu fühlen! Du zwar hast dieß auch weniger zu fürchten. Nicht als ob Lehmbach nicht eben so liebenswürdig wäre, als Ludwig; aber sein Gemüth ist weit stiller und besonnener, und seine Geschäfte, seine schwächere Gesundheit, selbst seine Erziehung haben anders auf ihn gewirkt. Er wird nie mit dieser Gluth und Heftigkeit fühlen, und sich also auch niemahls so hinreißen lassen. Gott erhalte Dir ihn, und seine Liebe recht lang! Leb wohl!

Acht und zwanzigster Brief.

Mathilde Haller an ihre Schwester.

Freudenwald den 4ten Junius 1811.

Seit dem November des vorigen Jahres, folglich durch sieben Monathe, habe ich an Einem Orte mit meiner Dame gelebt. Ein langer Zwischenraum von Ruhe bey einem Wesen, das so wenig von dieser Eigenschaft an sich hat, wie sie! Jetzt scheint aber auch ihre Natur wieder in die alten Rechte zu treten, und unter dem Vorwand, daß sie den Sommer unmöglich in der Stadt zubringen kann, eigentlich aber, weil der Hof und mit ihm Fahrnau das Lustschloß, in dessen Nähe ich dir schreibe, bezogen hat, haben wir ein Landhaus gemiethet, und leben seit acht Tagen hier, wo die Stadt sich auf das Land ergossen hat, wo städtische Sitten, Moden, Spielgesellschaften und unsin-

niger Aufwand eine Art von Parodie auf die ländchen Umgebungen machen, und außer dem, daß die Häuser Gärten haben, und der Blick hier und dort auf Kornfelder oder waldige Höhen fällt, Alles gerade so ist, wie in der Residenz.

Ja, Alles leider gerade so! Das strafbare Verhältniß dauert leider fort, und die Gartenwohnung ist nur darum gemiethet worden, um dem fürstlichen Sommerpallast und dessen Bewohnern näher zu seyn. Die unglückliche Leonore wird, wie man sagt, mit ihren Kindern auf ihren Landsitz gehen, und es ist gut, wenn sie sich entfernt; denn was bisher unter der Hülle des Geheimnisses verborgen war, kann sich theils auf die Länge unmöglich in Verborgenheit erhalten, und theils liebt Rosalie aus der unbeschreiblichen Verschrobenheit ihres Geistes das Auffallende zu heftig, um nicht gern mit einer Liebe zu prunken, die Andere an ihrer Stelle in die tiefsten Schatten hüllen würden. Sie setzt eine Art von Größe darein, sich nicht zu verläugnen, und, was sie als recht und gut erkennt, auch der Welt als solches aufzudringen.

Das nimmt denn aber diese freylich nicht immer so an, wie meine Dame es sich einbildet. Klatscherey und gerechter Tadel erheben sich schon jetzt hier und da über ihr Betragen, über ihre Verbin-

dung mit dem Gemahl einer Anderen, und noch dazu einer so allgemein geachteten Frau. Dieser Gemahl ist zudem auch seiner Seits eine so bedeutende Person, und durch Fürstengunst, Wohlgestalt, und wirklich edle Eigenschaften so ausgezeichnet, daß der Neid geschäftiger als je ist, überall Blössen an ihm auszuspüren, und daß selbst seine Tugenden, und was sein Herz ihn gleichsam unwissentlich Gutes thun läßt, nur ein Stachel mehr für seine Feinde werden. So hat er neulich einem wichtigen Mann am Hofe, der seit einiger Zeit sein heimlicher, und wohl auch offenbarer Feind war, einen sehr großen Dienst geleistet, bloß weil diesem, wie Fahrnau meinte, Unrecht geschah. Dieser Mann ist nun für ihn gewonnen. Die Welt sieht es, aber unfähig, die reine Größe eines guten Herzens zu fassen, sucht sie hinter dieser Handlung eines kräftigen billigen Gemüths nur geheime Absichten, und lästert, was sie zu begreifen zu schlecht und zu achten zu niedrig ist.

Wie klein und erbärmlich doch diese sogenannte große Welt vor dem Blicke des unbefangenen Beobachters dasteht, wenn er sieht, wie heilige Überzeugungen, wie alle Begriffe von unverlierbaren Rechten, aller edlere Stolz, ja selbst die gemeinsten Vorstellungen von Recht und Unrecht verläug-

net und verdreht werden, um ja nicht gegen den von der herrschenden Parthey angegebenen Ton zu verstossen! Diese herrschende Parthey sind nun jetzt an unserem Hofe allerdings die Französischgesinnten, und die vielen Franzosen und französischen Emissäre. Der Fürst, so wenig seine innerlichen Gesinnungen damit zusammenstimmen mögen, wird durch die Zeitverhältnisse gezwungen, diese Menschen nicht allein zu schonen, sondern wohl auch auszusehen, als ob er mit voller Seele ihrem System ergeben wäre. Das Hofvolk ahmt sclavisch nach, was es den Fürsten thun sieht. Viele wollen sich auch wohl das Ansehen weitaussehender Geister geben, indeß sie mit ihren großen Cosmopolitischen Ideen nur die Absicht haben, sich von der Pflicht loszuzählen, für das Gegenwärtige mit redlichem Ernste zu sorgen. Einige beugen gedankenlos den Nacken unter ein Joch, das ihnen Convenienz und vor Allem der Gedanke erträglich macht, daß es von den Ufern der Seine kommt, woher man seit langen Jahren gewohnt ist, Befehle über das Conventionelle anzunehmen; und noch Andere wissen endlich ihren Vortheil unter der Hand geschickt mit den Zeitbedürfnissen zu vereinigen.

Unter allen diesen, theils niederträchtigen, theils armseligen, Menschen steht nun Fahrnau, der in

edlerem Sinne ganz das ist, was jene Parthey mit dem Ausdruck Aristocrat bezeichnet, fast allein mit seinem offenen Hasse gegen alle Neuerungen, und gegen den Umsturz der alten Verfassungen, in denen er das Heil der Welt sucht, da, und läßt sich von keiner Rücksicht, ja nicht einmahl von gewöhnlicher Klugheit hindern, seine Meinung laut zu äußern. Schon einigemahl ist er in Gesellschaften ziemlich unsanft mit den Franzosen, und noch härter mit jenem Lothar zusammengetroffen, der, wie alle Renegaten, ärger ist, als die Parthey, zu der er übertrat. Der Fürst, der Fahrnau wirklich liebt, ist verlegen, wenn er solche Auftritte erfährt, und hat ihn schon ein Paarmahl gewarnt. Alle diese Menschen nun vergrößern die Zahl von Fahrnau's Feinden, und sind aus verschiedenen Absichten gleich eifrig, ihm auf jede Art zu schaden, seinen Schritten nachzuspüren, und, was sie Wahres oder Falsches erfahren, mit den gehäßigsten Vergrößerungen zu verbreiten.

Diese Umstände haben nun auch auf Rosaliens Gemüthsstimmung einen höchst ungünstigen Einfluß, und so gern sie es sich verbergen, und den Schein haben möchte, das Weltgerede zu verachten, so ist sie doch dabey nicht wenig gequält. Auf der andern Seite steht ihr Leonore mit ihren

gerechten Ansprüchen, und vor Allem mit ihrer Liebenswürdigkeit entgegen. Fahrnau's Herz hängt noch mit tausend süßen Banden der ersten Liebe und der Gewohnheit an ihr, ja er scheint Beyde zu gleicher Zeit, fast mit gleicher Neigung, zu umfassen, und so seltsam diese Erscheinung ist, so glaube ich doch, daß sie sich gerade aus dem scharfen Contraste der beyden Frauen erklären läßt, indem jede eine ganz entgegengesetzte Seite seines Empfindungsvermögens in Bewegung setzt. Aber Rosalien ist diese Mitherrschaft unerträglich, und ich sehe wohl, wie sie durch tausend kleine Künste, und durch allen Zauber, der ihr zu Gebothe steht, dahin strebt, die gefährliche Nebenbuhlerinn zuerst aus seiner Nähe, und endlich aus seinem Herzen zu verdrängen.

Das gibt denn genug der Sorgen, Unruhen, Geschäfte und Launen. Unser Zusammenleben wird dadurch nicht angenehmer, und in manchen Augenblicken fühle ich nur zu sehr, wie bitter es ist, in Abhängigkeit zu leben. Aber nicht Rosaliens Launen und das Unrecht ihres Betragens allein ist es, was seit einiger Zeit mein Herz beunruhigt, und den stillen Frieden daraus zu verdrängen droht. Auch in den engen Kreis, in welchen ich seit Jahren meine Wünsche und Hoffnungen zu begrenzen

ſuchte, drängt ſich etwas Neues, Beunruhigendes oder vielmehr das Alte, das ich als ein ſchmerzliches Opfer abgethan, und für dieſe Erde geendet hielt, ſcheint ſich wieder zu regen, und ich muß mein rebelliſches Herz mit Gewalt zur Ruhe ſprechen, um nicht wieder in den Strudel der verwirrten Gefühle geriſſen zu werden, die doch endlich zu nichts führen können, als mich mein Unglück lebhafter empfinden zu machen.

Der reiſende Freund iſt nach ſechs Jahren endlich aus ſeiner langen Irre zurückgekommen und ſtehet mit dem Jugendfreund in einem ſehr lebhaften Briefwechſel. Seitdem hat dieſer mehrmahl meine Mutter beſucht, von alten Zeiten geſprochen, und, zwar verſteckt, aber mit ſichtlicher Rührung, ſich öfters nach mir erkundigt. Was ſoll ich davon denken? Darf ich nach dem, was wir einmüthig beſchloſſen haben, auch nur der kleinſten Hoffnung Raum geben? Dennoch reget dieſe die längſt ermatteten Fittige wieder, und erhebt ſich, um meine Ruhe zu ſtören. Liebe Schweſter! Schreib doch der guten Madame Müller! Sie kommt oft zu unſerer Mutter, und ſieht klarer, als dieſe, der lange Leiden und die Liebe für ihr Kind vielleicht den Blick getrübt haben. Sie ſoll mir Wahrheit verkünden und rathen. Leb wohl!

Neun und zwanzigſter Brief.

Baron Ludwig von Fahrnau an ſeinen Bruder.

Schloß Freudenwald den 8ten Junius 1811.

Ich ſchreibe Dir aus Freudenwald, dem Schloſſe des Fürſten, das ich ſeit zehn Tagen mit meinem Zögling bewohne. Für mich enthält es keine Freuden! Ich bin ſehr verſtimmt und trübe; denn ich bin allein hier, und Leonore iſt mit beyden Kindern in Roſenſtein.

Wie das gekommen iſt, weiß ich kaum ſelbſt noch recht; aber ich fühle es, daß ich verwitwet bin, und ſelbſt der Umgang einer geiſtreichen, liebenden Freundinn mein unheimliches Gefühl nicht beſchwichtigen kann.

Schon längere Zeit her enthielten die Briefe meines Beamten Nachrichten, die allerdings die Anweſenheit Eines von uns auf dem Gute gefordert hatten. Mich feſſeln meine Verhältniſſe un-

ausweichbar, und es hätte also nur Leonore gehen müssen. So seltsam, ja fremd sie sich auch seit einiger Zeit gegen mich benimmt, so konnte ich mich doch nicht entschließen, sie von mir zu lassen, noch weniger, es ihr vorzutragen. Der Hof wollte das Lustschloß beziehen. Es ist nicht weitläufig. Für meine Familie war kein Platz in demselben, und ich dachte daran, ein hübsches Gartenhaus in der Nähe für sie zu bekommen. Da brachte man, eben wie ich bey Leonoren war, einen Brief, in welchem der Amtmann mich neuerdings sehr dringend ersuchte, zu veranlassen, daß, weil ich mich nicht von hier entfernen könnte, die gnädige Frau nur auf einige Wochen nach Rosenstein kommen möchte.

Ich sah Leonoren an, und ohne die Folgen meiner Worte in diesem Augenblick zu bedenken, sagte ich: Es ist recht ärgerlich; aber was ist zu thun? Könntest Du Dich denn entschließen?

Sie blickte mich an. Einen solchen Ausdruck habe ich nie in ihren Augen gesehen! O gern! Von Herzen gern! sagte sie mit seltsamer Heftigkeit: Du erfüllest einen meiner liebsten Wünsche, wenn Du mich nach unserer stillen Heimath entlässest! Hier liegt der Pallast und der Himmel schwer auf mir!

Leonore!

Ja gewiß! Ich tauge nicht in die große Welt. Zudem iſt ohnedieß in Freudenwald kein Raum für mich. Wir würden doch getrennt ſeyn.

Aber nicht ſo weit, antwortete ich, und fühlte, wie mein Unmuth über dieſe eiskalte Bereitwilligkeit ſtieg: Indeß es ſteht in Deiner Wahl.

Ich gehe nach Roſenſtein! antwortete ſie, wandte ſich, und verließ das Zimmer.

Ich ſah ihr erſtaunt, gereizt nach. Ich erwartete, daß ſie wieder kommen würde. Meine Zeit war bald um. In einer halben Stunde ſollte ich bey meinem Zögling ſeyn, und Roſalie, die geſtern krank geweſen, hatte mich ebenfalls dringend gebethen, ſie dieſen Morgen nur auf einen Augenblick zu beſuchen. Ich ſandte Adolph nach ſeiner Mutter. Sie war ſchon in der Geräthekammer, um mit den Domeſtiken nach den Reiſekoffern zu ſehen. So ſehr drängte es ſie, die Stadt zu verlaſſen!

Ich ging, ohne ſie zu erwarten. Auch Roſaliens Gegenwart konnte mich nicht aufheitern; aber ihre bevorſtehende Trennung von mir, wenn ich mit dem Hof nach Freudenwald ginge, hatte ſie wenigſtens mit mehr Kummer erfüllt, als Leonoren. Im Schloſſe fand ich außerordentlich viel mit den Anſtalten zur Reiſe zu thun. Die Diener-

schaft hatte anzufragen, ich Befehle auszutheilen; auch mußte ich einigemahl zum Fürsten, dann zum Oberststallmeister, um zu bestellen, was für uns nöthig war. Am Abend sandte ich, um fragen zu lassen, was die Meinen machten, und mein Außenbleiben zu entschuldigen. Leonore war nicht wohl; doch hatte sie die Abreise auf den folgenden Nachmittag festgesetzt, und, wie ich hörte, zweymahl zu mir gesandt, um mir von ihrer Unpäßlichkeit und ihrem Entschlusse Nachricht zu geben. Jene Gänge und die Läßigkeit des Hofgesindes waren Ursache, daß mich diese Bothschaften weder getroffen hatten, noch mir waren gemeldet worden. Das vermehrte meinen Unmuth, und ich nahm mir vor, am früheſten Morgen zu ihr zu eilen. Als ich aufstand, brachte man mir ein Billet von Rosalien. Sie war gestern noch kränker geworden. Mein Nichterscheinen, da ich sie sonst gewöhnlich gegen Abend zu besuchen pflege, und der Gedanke an die kommenden Tage, die nun so einsam vorüberziehen würden, hatten auf ihr allzureizbares Gemüth gewirkt. Sie hatte sich früh zu Bette legen müssen, und eine schlaflose Nacht mit Planen zugebracht, wie wir uns doch nahe bleiben könnten. Diese wollte sie mir nun schnell mittheilen, und die Anstalten zu ihrer Ausführung auf der Stelle treffen. Sie

bath so dringend! Sie war so ganz Liebe und Hingebung! Ich flog zu ihr, mit dem Vorsatz, mich nur wenige Augenblicke aufzuhalten.

Ich fand sie sehr erschöpft; aber aus den wehmüthig lächelnden Blicken strahlte eine schöne Hoffnung. Sie hatte nach gestern mit dem Besitzer eines in der Nähe des fürstlichen Schlosses gelegenen Gartenhauses, das zu vermiethen war, gesprochen. Sie wollte es beziehen. Sie hatte tausend Entwürfe, wie wir uns in den entlegenen Parthieen des großen schönen Gartens, von einer reizenden Natur umgeben, mit desto größerer Freude sehen könnten. Ihre dichterische Phantasie hatte Alles aufs schönste ausgemahlt. Ich mußte den Zauber der Leidenschaft erkennen, und durfte nicht tadeln, was sie so anmuthig aus Liebe für mich entworfen hatte. Dennoch graute mir vor dem Gedanken der Öffentlichkeit, die unsere Verbindung dadurch bekommen mußte, besonders nachdem schon allerley Gespräche sich über uns zu erheben anfangen. Ich versuchte einige Einwendungen. Sie fruchteten nichts gegen die glühenden Farben des Gemähldes von unserm seligen Landleben, das in diesem ätherischen Gemüthe bereits ganz ausgemahlt stand. Aber über diesen Einwendungen und Widerlegungen war mehr als eine volle Stunde vergangen, und mit ihr die

Zeit, die ich bey den Meinigen hätte zubringen können. Ich mußte zu meinem Prinzen, und erst gegen zwölf Uhr war es mir möglich, Leonoren zu ſehen. Dieſe Hinderniſſe, dieſer Umtrieb, ſelbſt die verlegene Stimmung, in der ich mich Leonoren gegenüber befand, regten mein Gemüth in widriger Spannung auf. Schon im Vorſaal ergriff der Anblick der gepackten Koffer, Taſchen, und anderen Reiſegeräthes mich auf eine peinliche Art. Ich ſah, es war beſchloſſen, man wollte fort. Völlig angezogen im Reiſekleide, etwas blaß, aber ruhig, trat mir Leonore entgegen.

Wie ich ſehe, iſt dein Entſchluß feſt, ſagte ich: Und ſo ſchnell!

Ich wüßte nicht, was mich hier halten könnte, antwortete ſie: In Roſenſtein iſt jeder Tag Gewinn. Mich verdroß die Antwort. „Du biſt doch gar zu ſorgfältig! Du warſt geſtern nicht wohl!“

Kleinigkeit! antwortete ſie leicht: In meinen Bergen werde ich mich am ſicherſten und ſchnellſten erhohlen. Mein Sinn ſteht nur dahin, und es iſt mir, als könnte ich ſie nicht früh genug erreichen.

„Dieſe Sehnſucht iſt doch ganz neu.“

Mit Nichten! Nur ſcheute ich mich früher, ſie zu äußern, um dir das Herz nicht ſchwer zu machen. Jetzt gibt ſich die Sache von ſelbſt. Meine

Gegenwart zu Hause ist nothwendig, du wünschest sie, und vorgestern sind Pferde mit der gewöhnlichen Fuhr angekommen. So fügt sich Alles zusammen, und ich gehe diesen Nachmittag.

„Diesen Nachmittag? Wozu diese Eile? Du erreichst Rosenstein doch heute nicht.“

Ich komme bis Ennsheim, übernachte beym Oberförster, und bin Morgen Mittags zu Hause.

Ich fühlte mich verstimmt, erkältet, und schwieg. Nach einer kurzen Pause fing sie ein sehr besonnenes Gespräch über die Verfügungen an, die in Rosenstein zu treffen wären. Ich fand meine Fassung in der ihrigen. Wir sprachen lang und angelegentlich. Es schlug zwey Uhr. Man hohlte mich zu Tische. Leonore sprang auf, sie erblaßte, und ich sah eine heftige Erschütterung ihr Wesen durchzucken.

Leb wohl! rief sie, und schlang ihre Arme fest um meinen Hals.

So hast Du mich noch lieb? rief ich.

O mein Gott! seufzte sie, und ihre Thränen strömten.

„Bleib da, Leonore! Laß es in Rosenstein gehen, wie es kann! Verlaß mich nicht!“

Sie schüttelte den Kopf, ohne ihre Stellung zu verändern, oder ihre Thränen zu stillen.

Ich muß! ſagte ſie endlich: Halt mich nicht auf! Es iſt gut, daß ich gehe.

Ich ſah ſie zweifelnd an. Der Kammerdiener trat noch einmahl ein.

Nun umſchlang ſie mich noch feſter. Auch meine Augen wurden naß. Sie ſah es, und hub den ſchönen thränenvollen Blick und die gerungenen Hände zum Himmel. Dir empfehle ich ihn! ſagte ſie, und ſchien noch etwas hinzuſetzen zu wollen. Ein Blick auf die Kinder hielt ſie zurück. Dieſe umſchlangen mich, mein Herz war unausſprechlich bewegt, es war, als gälte dieſer Abſchied keiner Trennung für kurze Wochen. Ich riß mich endlich los, und ſtürzte fort.

Nach einer Stunde, ſobald ich gegeſſen hatte, eilte ich wieder hinüber. Sie waren ſchon fort.

Trübe und finſter brachte ich dieſen Tag und noch zwey folgende zu. Ich war an mir ſelbſt irre geworden. Zum erſten Mahl fühlte ich eine Unſicherheit über meine Stellung gegen Leonoren, und über ihre Liebe zu mir. Zweifel, Vorwürfe, finſtere Gedanken erhuben ſich, wie ein Gewitter, in meiner Bruſt, alle Milde, alle Liebe Roſaliens konnte ſie nicht ſtillen, und ihr Vorſatz, nach Freudenwald zu ziehen, war nicht geeignet, die unangenehme Spannung, mit der ich in die Zukunft

blickte, zu lindern. Auch daß Adolph mir fehlte, den ich auf Leonorens Bitte mit ihr habe reisen lassen, störte mich, und machte mir das Gefühl meines Alleinseyns noch drückender.

Wußte Leonore bestimmt um meine Verbindung mit Rosalien? Und was wußte sie? War es Trotz, oder natürliche Gleichgültigkeit, Eifer für ihr Hauswesen, oder Wunsch, sich mir zu entziehen, was ihr diese Reise so angenehm machte? Ich liebe sie noch eben so heiß wie ehemahls, ich zeigte ihr deutlich genug, daß ich sie ungern verlor. Warum drang sie dennoch so auf die Abreise?

Habe ich wirklich Unrecht gegen sie? Kann eine innige, aber, Gott weiß, gewiß schuldlose Neigung zu einer Unglücklichen, die nur für mich und in mir lebt, ihr gegründete Ursache zu Klagen geben? Warum hat sie nicht längst gesprochen? Ich würde mich damahls offen erklärt, und sie — so denke ich wenigstens — gewiß zufrieden gesprochen haben.

Diese und tausend ähnliche Gedanken kämpften in meiner Brust, als am vierten Tage nach Leonorens Abreise ein Brief von Rosenstein ankam. O niemahls, auch nicht in jener Zeit meiner ersten hoffnungslosen Liebe zu Leonoren, habe ich ein Blatt, das ihre Schriftzüge trug, mit mehr Begierde erbrochen, als diesen Brief! Ich ward bitter getäuscht!

Es war der ruhigste, freundlichste Brief von der Welt. Sie war glücklich angekommen, befand sich mit den Kindern sehr wohl, und hatte mir außer einigen zärtlichen Gemeinplätzen nichts zu sagen, mich um nichts zu fragen, als über die Lage der Geschäfte auf dem Gut, und die Anordnungen, die zu treffen ſtanden. Ich warf den Brief unmuthig auf den Tisch.

Nein! Rosalie hätte mich nicht verlassen, um ihre Wirthschaftsangelegenheiten in Ordnung zu bringen! Ihr bin ich mehr als Vermögen und Lebensbequemlichkeit, ja mehr als das Leben selbst, Sie könnte mir Alles, Alles aufopfern, nur nicht ihre Liebe!

Ich habe überlegt, geprüft. Wirf mir nicht ein, wie Du schon öfters thatest, was meine Pflicht gegen Leonoren heische! Ich habe diese nicht verletzt. Ich liebe sie wie ehemahls. Aber sie ist kalt. Ihr geht das Hauswesen und die Wirthschaft über ihren Gemahl, und sie versteht mich nicht. Es wäre nutzlos, mit ihr zu sprechen.

Ich habe Dir, lieber Bruder, einen unendlich langen Brief, aber mich nicht ruhiger geschrieben; vielmehr hat sich mein Verdruß bey dem Wiederkäuen vergangener Ärgernisse erneuert und vermehrt. Ich muß hinaus ins Freye. Ich will satteln lassen. Vielleicht finde ich auf Bergen und in Wäldern die Ruhe, die mich hier flieht!

Dreyßigster Brief.

Leonore von Fahrnau an die Baroninn von Lehmbach.

Roſenſtein den 15ten Junius 1811.

Hier bin ich in meinen geliebten Bergen. An Ludwigs Hand habe ich ſie vor einem halben Jahre verlaſſen. Ohne ihn betrat ich ſie wieder. Was ich in meinen letzten Briefen vorausgeſagt habe, iſt eingetroffen. Ich mußte hierher. Vernünftigerweiſe war nichts anderes zu thun, und es vereinigten ſich manche Umſtände, die zu jeder Zeit mich dazu beſtimmt haben würden. Dennoch war ich entſchloſſen zu warten, und zu verſchieben, ſo lange es möglich war, um wenigſtens den äußeren Schein einer zufriedenen Ehe zu erhalten, obgleich mein Herz die Wirklichkeit längſt mit Schmerzen aufgegeben hatte.

Du glaubſt nicht, liebe Schweſter, welche Ge-

rüchte und Schwätzereyen über Ludwigs Verhältniß zu jener Person, das er in das strengste Geheimniß gehüllt glaubt, umherlaufen, und wie man sich nicht scheute, mir selbst bald offen, bald in versteckten Ausdrücken davon zu sprechen. Aber je lauter diese Gerüchte wurden, desto mehr suchte ich durch ein äußerlich gleiches Betragen, und besonders durch meine Gegenwart den Schein zu retten. Ich wußte wohl, daß ich in Freudenwald nicht mehr im Schlosse wohnen konnte, sondern ein abgesondertes Haus würde beziehen müssen, wo sich denn für seine ohnedieß seltenen Besuche bey uns noch mehr Abhaltungen finden würden; ich konnte berechnen, daß ihm bey der Entfernung des Lustschlosses von der Stadt sein Umgang mit jener Person viel mehr Zeit kosten, und diese Zeit wahrscheinlich auf meine Unkosten gewonnen werden würde; und ich sah ein, daß, wenn wir nicht sehr beträchtlichen Schaden leiden wollten, Eines von uns wenigstens für einige Wochen nach Rosenstein gehen müsse. Dennoch war ich entschlossen, mich nicht dazu anzubiethen, und nicht von ihm zu weichen, so lange ich es mit Ehren würde thun können. Wie manche Ehe wurde nicht erst schlecht, weil man sie schon für verdorben hielt? Und wie mancher Mann entfernte sich wirklich von seiner

Frau, weil sie ihn in gerechtem Unmuth aufgab? O es ist erstaunlich, wie viel der Mensch einreißt, wenn er die zarten Schranken der Meinung umstößt; und das Kind, das den Zwirnfaden sprengt, womit ihn die Mutter zur Strafe bindet, würde auch aus wirklichen Banden in strafbarem Ungehorsam zu entweichen sich nicht scheuen.

Daher sollte Ludwigs Ausspruch mir ein Gottesurtheil seyn. Nur wenn er es fordern würde, wollte ich den längst gehegten Wünschen nach meiner stillen Einsamkeit folgen.

Dieser Fall trat ein. Ein neuer Brief des Verwalters machte meine Gegenwart unumgänglich nothwendig. Ich schwieg dennoch. Aber Ludwig — Ludwig selbst fragte mich jetzt, ob ich nicht gehen wollte?

Diese Erfüllung des lange gefürchteten Ausspruchs, und das deutliche Hervortreten des dunkel Geahneten, machten eine unbeschreibliche Wirkung auf mein Gemüth. Es war, als wäre nun Alles abgerissen, Alles weggebrochen, was ich so lange, so fest gehalten hatte. Der Schlag war gefallen.

Ich willigte ein, so ruhig und freundlich es mir nur möglich war. Aber innerlich war mir, als fühlte ich den Tod im Herzen. Ich mußte das Zimmer verlassen, und war nicht im Stande, Ludwig,

zu sprechen, als er mich suchen ließ. Warum auch eilte er fort? Seine Stunde, zum Prinzen zu gehen, war ja noch nicht gekommen!

Mir ward sehr schlimm. Gott wird es mir verzeihen, wenn ich, selbst meiner Kinder vergessend, ihn manchmahl bath, mich doch recht bald zu sich zu nehmen. Bin ich denn nicht schon todt, seitdem mich mein eigentliches Leben, Ludwigs Liebe, verlassen hat?

Den Tag zuvor waren Pferde von Rosenstein mit Victualien gekommen. Ich überlegte Alles, ich fand, daß man am klügsten thue, einem bitteren Entschluß nicht erst lange in's Auge zu sehen, und setzte meine Reise auf den nächsten Morgen fest. Doch sandte ich zu Ludwig, ihm das zu melden. Er war nicht auf seinem Zimmer, nicht beym Prinzen. Ich wußte genug.

Nach Tische kam der Eigenthümer des kleinen Landhauses in der Nähe des fürstlichen Schlosses, mit welchem ich wegen der Miethe schon früher gesprochen, und nur über den Preis, der mir zu hoch schien, nicht einig geworden war. Er sagte mir, es wäre ihm leid, daß er alle weiteren Unterhandlungen über sein Haus, mit mir abbrechen müsse; denn nicht bloß die Wohnung, die ich gewünscht, sondern das ganze Haus mit allen Re-

bengebäuden ſey von Frau von Sarewsky eben dieſen Vormittag gemiethet, und ihm ein ſo glänzender Anboth gemacht worden, daß ich es ihm nicht verdenken könne, wenn er auf die Ehre, die Familie des Barons von Fahrnau in ſeinem Hauſe zu bewohnen, Verzicht thun müſſe. Ich antwortete nicht. Ein eiskalter Schauer überlief mich. Das Haus liegt ganz nahe beym Schloſſe, ſein Garten grenzt mit dem fürſtlichen, ja es iſt mit leichter Mühe möglich, eine Communication herzuſtellen. Darum wäre es mir ſo lieb geweſen! Darum hatte ich es vor Allen gewählt! Ach jetzt war mir Alles klar — Ludwigs Wunſch, daß ich nach Roſenſtein gehen möchte, und die Unmöglichkeit, unter dieſen Verhältniſſen in Freudenwald *etwas weiter vom Schloſſe, als die Geliebte ſelbſt*, zu wohnen!

Unausſprechlich bitter waren meine Gefühle, als der Mann mich verließ. Die Scene des Morgens hatte mich angegriffen, die Anſtalten zur Reiſe erſchöpften mich, dieſe Nachricht vollendete das Ganze. Ich konnte mich nicht mehr auf den Füßen halten. Die Unpäßlichkeit ſchützte mich zugleich von Beſuchen und Störungen. Ich ließ meine Thüre vor Jedermann verſchließen, und meinen Gedan-

ken und Thränen in ungestörter Einsamkeit freyen Lauf.

Einmahl gegen Abend schickte ich noch zu Ludwig. Er war, wie es hieß, bey dem Fürsten. Möglich! dachte ich: Aber es ist auch noch Anderes möglich! Indessen hoffte ich, da ich ihm sowohl meine Abreise, die auf den nächsten Tag festgestellt war, als mein Übelbefinden hatte melden lassen, ihn doch den andern Morgen zeitig zu sehen. Die Stunde unseres gewöhnlichen Vereins nach dem Frühstück seines Eleven kam. Ludwig erschien wieder nicht. Ich sandte hinüber — er war schon lange ausgegangen.

Es ward zehn, eilf Uhr. Ich hatte früher wegzufahren gedacht, um Rosenstein noch Abends, wenn auch spät, zu erreichen.

Endlich um zwölf Uhr trat er ein. Er schien befremdet, Alles zur Abfahrt bereit zu finden. Ein Rest von Liebe, vielleicht auch nur Artigkeit, vermochte ihn, mich jetzt noch aufhalten zu wollen. Ach! Hätte ich auch bleiben können, ich hätte nicht gedurft! Welche Auftritte hätten nach dem, was ich gestern vernahm, meiner in Freudenwald gewartet? Im Augenblick des Abschiedes überwältigte mich mein Schmerz. Ich schloß ihn fest in meine Arme, und der Gedanke, unter welchen Um-

ſtänden, und wann wir uns wiederſehen würden, erfüllte mich mit Grauen und Todesangſt.

Da drückte auch er mich an ſein Herz, ſo innig, ſo warm, daß das meine über die grauſame Täuſchung blutete. Verlaß mich nicht! ſagte er mit ſeiner ſchönen Stimme, die unwiderſtehlich iſt, wenn ſie bittet. Ach! ich mußte — ich mußte! Konnte ich denn bleiben?

Man rief ihn ab. Ich empfahl ihn Gott im brünſtigen Gebeth. Er ſegnete ſeine Kinder, und verließ mich in heftiger Rührung. Es war vielleicht der letzte Sonnenblick nach dem gewittervollen, trüben Tag, der noch einmahl beym Scheiden durch das umnachtende Gewölk blitzt, um dann — wer weiß auf wie lange? — zu verſchwinden. Wird dieſer Nacht ein Morgen folgen? O Gott! Er iſt ſtrafbar; aber er iſt unendlich liebenswürdig. Verlaß mich nicht! hatte er geſagt.

Und hätte ich es vielleicht nicht ſollen? Liebe Schweſter! Zuweilen ſteigt dieſer Gedanke noch jetzt in meiner Bruſt empor, und das Leben in ſeiner Nähe, das Glück ihn zu ſehen, ſeine Stimme zu hören, kleiden ihn in unwiderſtehlichen zauberhaften Reiz. Aber eben dieſer Reiz, dieſe Sehnſucht nach dem Geliebten ſind es, die mir den Gedanken verdächtig machen müſſen. Ich konnte nicht

bleiben, wenn eine Sarewsky nicht bloß in Geheim seinem Herzen näher steht, sondern auch öffentlich ihm näher wohnt, als ich. Und hatte er nicht selbst meine Abreise gewünscht? Mußte sie unserer Angelegenheiten wegen nicht endlich früher oder später doch Statt haben? Alles, das sage ich mir tausendmahl; dennoch vermag ich es nicht, jenes Verlaß mich nicht! zu übertäuben, das ewig in meiner Seele klingt.

Von meinem Leben hier kann ich dir noch nichts sagen. Es ist ganz dumpf, obwohl in tausend dringende, und mir jetzt so nichtsbedeutende Geschäfte verschlungen. Das Einzige, was mich erquickt, ist der Anblick der freyen schönen Natur, und der Einfluß der reinen Luft. Auch die Kinder fühlen ihn wohlthätig. Ach, hier ist es so still, so heimlich! Warum haben wir je diese selige Einsamkeit verlassen? Der Schritt aus unseren Bergen war der zum Verderben.

Ein und dreyßigster Brief

Roſalie von Sarewsky an Bertha von Selnitz.

Freudenwald den 16ten Junius 1811.

Endlich, endlich, liebe Bertha, habe ich einen meiner heißeſten Wünſche erreicht, einen Wunſch, der zwar noch lange nicht der letzte am Ziele iſt, aber der allein die Erfüllung der übrigen möglich macht. Ludwig hat ſich entſchloſſen, Leonoren nach Roſenſtein gehen zu laſſen. Er iſt jetzt allein, und mein Einfluß auf ihn freyer.

Es hat viel gekoſtet, es nur bis dahin zu bringen. Jeden Schritt zu dieſem Herzen muß ich mit Leiden erkaufen, oder mit Stürmen erkämpfen; denn es iſt unbeſchreiblich, wie er an Vorurtheilen, und vor Allem an dem Urtheil der Welt hängt. Ich wohne ihm jetzt ganz nahe. Wir ſehen uns täglich, und öfters als einmahl im Tage. Es hat ſich ein Gartenhaus für mich gefunden, das unmit-

würde keine Mutter, kein Weib auf Erden den Rang in der Stärke, in der Dauer, in der Seligkeit der Liebe ſtreitig machen, mit der ich ihn und ſie umfaſſen, und alle Kräfte, alle Fähigkeiten meines Weſens nur dazu anſtrengen würde, ihn und die holden Weſen, in denen unſere Liebe ſich verklärte, unausſprechlich glücklich zu machen, und noch glücklicher zu ſeyn, als ſie!

Ich ſchwärme, Bertha! Ach es iſt ſo ſüß, und ſo marternd, ſich das Bild auszumahlen, wie Alles hätte gehen können, gehen ſollen — und dann, mit grauenhafter Kälte im Arm der Wirklichkeit erwachend, zu fühlen, wie es jetzt iſt, und nicht anders ſeyn kann! Das iſt mein Fluch, den ich überall herumtrage. Ich darf nicht glücklich, ja nicht einmahl ruhig werden. Was mir ward, hat mich nicht beſeligt, ſondern elend gemacht; was ich mit feſter Entſchiedenheit als mein höchſtes Glück erkenne, iſt mir auf ewig entzogen.

Doch es raſchelt in den Büſchen. Die Sonne ſinkt, die Stunde iſt da. Ich eile in ſeine Arme, an ſeine Bruſt, um auf Augenblicke zu vergeſſen, wie unglücklich ich bin. Leb wohl!

Zwey und dreyßigſter Brief.

Baron Ludwig von Fahrnau an ſeinen Bruder.

Freudenwald den 30ſten Junius 1811.

Ich tauge nicht ins Hofleben. Ich habe es gefühlt, als mir zuerſt dieſe Ketten mit dem Verſprechen, daß ſie mich nicht drücken ſollten, leiſe und ſchmeichelnd um die Glieder gelegt wurden. Frey muß ich mich bewegen, meinen Feind ins Auge faſſen, und mit offener Gewalt auf ihn zugehen können. Das ſcheint der falſchen, armſeligen Schranzenwelt unmöglich, und ſo erhebt ſie ein Geſchrey und Gekrächze, wie das ängſtliche Nachtgevögel, das ein gäher Schlag aus ſeinem Dunkel emporgeſcheucht und ans ungewohnte Licht des Tages getrieben hat.

Laß Dir eine armſelige Geſchichte erzählen, die bloß durch den Lärmen merkwürdig iſt, den ſie unter den glatten, flachen, aus lauter Formen zuſammengeſetzten Hofleuten erregt hat.

Eine Seiltänzer-Bande, die artige Kunststücke machen sollte, ließ sich hier sehen, wo die Nähe des Hofes und eines reichen Adels viel brodloses Gesindel herlockt. Auf einer Wiese hinter dem Dörfchen, das zum Schloß gehört, hatte sie ihren Schauplatz mit Schranken und einigen hohen Stangen aufgeschlagen, und ich ging hin, um zu sehen, ob das Schauspiel auch von der Art sey, daß ich meinen Zögling, der großes Verlangen darnach geäußert hatte, hinführen könnte. Unerkannt, in einfachem Überrock, mischte ich mich unter die Menge, die von allen Seiten dem Schauplatz zuströmte. Ich half mir, wo das Gedränge am ärgsten war, mit Höflichkeit durch, und stand beynahe an den Schranken, als ein heftiger Wortwechsel mich umzusehen bewog. Lothar und sein Begleiter, ein junger, französischer Offizier, standen im dichtesten Haufen, forderten ungestüm, daß man ihnen Platz machen sollte, und Lothar ging in seinem Übermuth so weit, eine alte Frau in sauberer bürgerlicher Kleidung, die ihm nicht schnell genug hatte ausweichen können, beym Arm zu fassen, und mit aller Rohheit eines Glückspilzes gegen das Pferd des Reiters zu schleudern, der sich Raum durchs Gedränge gemacht hatte, um die Ordnung herzustellen. Mir riß die Geduld. Wer gibt Ihnen

das Recht, die Leute zu mißhandeln? rief ich. Er sah mich trotzig an. Und wer gibt Ihnen das Recht, mich so anzureden? erwiederte er. Die Menschlichkeit! sagte ich: Die Frau konnte ihnen nicht ausweichen, und sie hat ihr Geld so gut bezahlt, als Sie.

Er lachte höhnisch: Wollen Sie an der alten Hexe zum Ritter werden?

„Das bin ich von Geburt, und bereit, es Jedem, der mir ebenbürtig ist, zu beweisen.“ Hiermit faßte ich die zitternde Alte mit einer Hand, machte ihr mit der andern Platz durch den Schwarm, der mir freundlich auswich, und stellte sie vorne hin an die Schranken.

Jetzt wollte der Franzose sich darein mengen. Er rief mir etwas zu, das ich im Geräusch nicht verstand, das aber wie eine Drohung klang, und Lothar, auf mich zutretend, sagte ziemlich laut: Wohlan, Herr Baron! So beweisen Sie es mir, wenn Sie Muth haben!

Das war zu viel von diesem Verächtlichen. Sein schändliches, landesverrätherisches Gewerbe, seine Franzosenknechtschaft fiel mir ein. Ich wandte mich von ihm ab, und sagte zu dem Offizier: Ihnen, mein Herr, stehe ich jeden Augenblick zu Befehl. Mit Spionen schlage ich mich nicht.

Lothar ſtand angedonnert. Er erblaßte vor Wuth, und ſeine Zähne ſchlugen knirſchend zuſammen; aber in des Franzoſen Geſicht trat der Purpur freudiger Kampfesluſt. Er both mir die Hand. Demain matin a cinq heures dans le petit bois la haut, flüſterte er. Ich bejahte, und verließ ihn, um dem Schauſpiel zuzuſehen.

Mir wallte das Blut noch eine Weile in den Adern. Das ſind die Verfechter der Menſchenrechte und der Volksfreyheit, die über ſich nichts dulden mögen, aber, wo ſie den Wehrloſen oder Geringen ungeſtraft unter die Füſſe treten können, ſich jede Ungerechtigkeit erlauben! Und dieſe Menſchen werden überall geehrt, in allen Cirkeln empfangen, man brüſtet ſich als ſtarker Geiſt, wenn man ihre Grundſätze zur Schau trägt, und ſelbſt Roſalie kann ſie um ſich dulden, und ſie ſogar geiſtreich finden!

Nach und nach legten ſich dieſe empörten Wellen, und ich kam ziemlich ruhig nach Hauſe. Hier aber ſtand der kommende Morgen etwas ernſt vor mir. Leonorens Trauer, meine Kinder, Roſaliens Verzweiflung, wenn mir etwas Menſchliches zuſtoſſen ſollte, traten mir vor die Augen. Ich ordnete meine Papiere, ſchrieb an mein Weib und Roſalien, und legte mich dann im Bewußtſeyn,

recht gehandelt zu haben, zu einem sanften Schlummer nieder. Mein Secundant, der zweyte Kammerherr des Erbprinzen, der auch Offizier ist, weckte mich. Wir eilten fort.

Der Franzose ließ nicht lange auf sich warten. Er haute wacker, wurde aber an der Schulter leicht verwundet. Die Secundanten traten nun dazwischen. Der Ehre war genug geschehen, wir reichten uns die Hände. Der junge Mensch benahm sich sehr edel. Ich muß ihm dieses Zeugniß geben, und wenn ich einen seines Volkes lieben könnte, so würde es dieser Fierolles seyn. Er ist Hauptmann unter den Linientruppen, sein Bruder Oberster und Commandant in der von den Franzosen besetzten Festung **.

Ich glaubte die Sache abgethan; aber — weiß Gott, welcher böse Geist sein Spiel dabey treibt — diese unselige Geschichte, halb wahr, halb unwahr erzählt, von dem Auftritte bey den Seiltänzern an bis zu Ende, und auf unbegreifliche Art mit Rosaliens Nahmen, die gar nichts davon wußte, geschmückt, läuft nun unter dem Hofgesinde umher, wird mißverstanden, unrecht aufgefaßt, thöricht weitergetragen, und ich muß fürchten, daß sie zuletzt noch dem Fürsten zu Ohren kommt. Fierolles kann ich die Schwatzhaftigkeit nicht zutrauen, und

auf meinen Secundanten kann ich mich verlassen. Es bleibt also alle Vermuthung auf seinem Begleiter, oder auf dem niederträchtigen Spion haften. Einer von ihnen muß der Urheber des Geklatsches seyn, und da alle Umstände so ziemlich, wenigstens unter einiger Verkleidung halb kennbar angeführt werden, nur die Antwort nicht, die ich Lothar gab, so ist es wahrscheinlich, daß Alles von diesem herrührt.

Mich ärgert das unaussprechlich. Es gehört zu der Anzahl der Verdrüßlichkeiten und Verlegenheiten, die um mich her aufstehen, seit ich das unselige Hofparkett betreten habe. Auch steht, wenn man vielleicht noch den Fürsten in diese Sache hereinziehen, und ich durch ihn Verdruß haben sollte, mein Entschluß fest, selbst ohne Erwartung der Ankunft des Grafen Helfenstein meinen Abschied zu fordern. Leb wohl!

Drey und dreyßigſter Brief.

Julius von Tengenbach an Herrmann Walter.

——hauſen den 4ten Julius 1811.

Ich danke Dir, mein liebſter Herrmann, daß Du die Stelle in Fallowetz annehmen, und dadurch die mannigfaltigen Sorgen, welche mir die Verwaltung dieſer wichtigen Beſitzung in den ſchwierigen Verhältniſſen mit der neu aufgedrungenen Regierung auferlegte, leicht und beruhigend von meiner Bruſt löſen willſt. Ich muß jetzt nur den Oheim beklagen, der bey Deiner Wahl zu kurz kömmt. Aber ich ſehe die Gründe wohl ein, die Dich beſtimmten, und mein Vortheil geht zu ſehr mit ihnen Hand in Hand, als daß ich einen Verſuch machen ſollte, ſie zu beſtreiten. Gott lohne es Dir! Aber ganz ohne Waldemuth und uns zwey alte Junggeſellen in unſerer Wirthſchaft zu ſehen, ſollſt Du doch nicht loskommen. Der Oheim, der ſich

des ernſten ſtrengen Herrmann noch wohl erinnert, welcher ſich oft als zehnjähriger Knabe mit ihm in Disputationen eingelaſſen, und ihn über gefliſſentliche Sprachfehler mit hohem Ernſt zurechtgewieſen hat, läßt Dich vorladen, auf Deiner Reiſe von *burg noch Fallowetz unausweichlich bey ihm einzuſprechen. Er möchte Deinen Rath über Verſchiedenes einhohlen.

Nun wird es mir vielleicht doch auch möglich werden, die Schauer zu überwinden, welche ſich mir wie Cherube mit flammenden Schwertern vor das Paradies meiner Kindheit ſtellen. Ich werde Dich dort finden. O Herrmann, Herrmann! Ich war dort ſehr ſelig und ſehr elend!

Es iſt doch ſeltſam, wie das Schickſal mit uns ſpielt. Du wirſt nicht errathen, wen ich vor einigen Tagen, als die Vermählung der Nichte des Roſenſteiner Pfarrers die Honoratioren der Umgegend daſelbſt verſammelte, kennen lernte?

Schon öfter, wenn ich mit meinem Oheim dieſen Pfarrer, ſeinen Jugendfreund und Schulgefährten, beſuchte, hörte ich mit großer Achtung ſeiner Gutsfrau erwähnen. Die ganze Gegend ſtimmte in ihr Lob ein. Man ſprach mit Achtung und Bedauern von ihr; denn ihre Ehe ſoll nicht glücklich, und ein ſonſt ſchätzbarer Mann ihr um

eines ſchönen aber verführeriſchen Weibes willen untreu ſeyn. Mir gingen alle dieſe Geſpräche achtlos über die Seele. Der unzufriedenen Ehen gibt es viele, und die beſten Menſchen ſind nicht immer die Glücklichſten. So dachte ich nicht weiter weder an dieſe Frau, noch an die Möglichkeit, ihr zu begegnen.

Bey jener Hochzeit nun nahm mich der Oheim, der durchaus dabey nicht fehlen wollte, mit hinüber nach Roſenſtein, das nur ein Paar Stunden von Waldemuth entfernt iſt. Die Gegend wird immer mahleriſcher, wie man ſich dieſem in Bergen und Wäldern verſteckten, höchſtlieblichen Sitz romantiſcher Einſamkeit nähert. Die ſchöne Natur wirkte zauberiſch auf mich, ich fühlte mich heiterer, als ſeit langer Zeit, und konnte nicht umhin, die ſonſt unglückliche Beſitzerinn des Schloſſes, das von der halben Höhe des Waldgebirges aus einer Schlucht hervorblickend, in ſeiner antiken Bauart die Seligkeit ruhigen Beſitzes und die Achtung fürs Alte beurkundet, ein Bißchen zu beneiden. Wir fanden ziemlich viele Gäſte, die ſich nach der Mittagstafel im Garten zerſtreut hatten. Der Oheim ſaß mit dem Pfarrer, mit mir, und noch ein Paar Perſonen in einer Laube, als ein bildſchöner Knabe mit anſtändiger Fröhlichkeit zu uns hereintrat,

einen Augenblick stehen blieb, aber dann sich dem Greise mit Unbefangenheit und sichtlicher Achtung näherte, und die Ankunft seiner Mutter verkündete. Sogleich auch folgte ihm eine angenehme Gestalt im einfachen sehr vortheilhaften Anzug, deren Anstand und Sprache eine nicht gewöhnliche Bildung verriethen. Sie grüßte uns artig, den Pfarrer mit kindlicher Achtung. Ein hübsches kleines Mädchen ging an ihrer Seite, und der Pfarrer stellte sie uns als die Baroninn von Fahrnau vor, indem er auch ihr unsere Nahmen nannte. Ich bemerkte bey Nennung des meinigen eine plötzliche Veränderung in ihren Mienen, und sie sah mich mit seltsamen Blicken an. Auch mir schienen diese Züge nicht fremd. Dieß große dunkle Auge unter den seidnen Wimpern, dieser zierliche Wuchs, dieser züchtige Anstand waren mir schon ehedem vorgekommen. Ich sann nach. Jetzt klang auch der Nahme Fahrnau mir auf einmahl wie eine alte Bekanntschaft. Kurz, ich fand bald, daß diese Frau niemand Anderes als das ehemahlige Fräulein Eleonora von Bernheim, meine mir von unseren Aeltern bestimmte Braut, war, und erinnerte mich denn auch, daß der Offizier, von dessen Schönheit und Liebenswürdigkeit ich manches gehört,

und der meine Braut hoffnungslos geliebt hatte, Fahrnau geheißen habe.

Diese Entdeckung diente nicht dazu, mich aufgelegter zum Gespräch zu stimmen. Zwar hatte Leonore mich wenig gekannt, und ihre Neigung für ihren Gemahl war gewiß unendlich stärker gewesen, als die zu mir, an den sie bloß Pflicht und Familienrücksichten banden. Aber dennoch war ich es, der ihre Hand aufgegeben, und das langgeknüpfte Band zerrissen hatte! Alle feindseligen Gerichte, die damahls über meine Heirath ausgestreut wurden, der Zorn meines Vaters, der Unwillen der Bernheim'schen Familie, die ganze unheimliche Vergangenheit mit ihren trüben Folgen standen auf einmahl vor mir. Leonore nahm sich vortrefflich. Sie schien mich nicht zu kennen, oder wenigstens jenes frühen Verhältnisses nicht zu gedenken, und das Gespräch kam durch sie sogleich wieder in einen leidlichen Gang. Ich aber war sehr still, verstimmt, und froh, als späterhin ein Concert begann, und ich mit meinen Gedanken allein bleiben konnte.

So hat mich also der Zufall nach zehn Jahren wieder mit derjenigen zusammengeführt, die einst die Gefährtinn meines Lebens hätte werden sollen! Sie ist unglücklich durch einen treulosen, von ihr

noch stets geliebten Gemahl, mein Herz durch das verworrene Treiben eines leidenschaftlichen Wesens zerrissen! Wer vermag zu sagen, wie es geworden wäre, wenn wir dem Willen unserer Ältern gefolgt hätten? Wer kann ergründen, wie eine lange Reihe von Begebenheiten sich gestaltet hätte, wenn das erste Glied anders gewesen wäre? Wer Gutsagen für zwey Gemüther in ganz verschiedenen Lagen und Verbindungen? Der Mensch ist zwar, wenn er nicht glücklich ist, oder die Schuld seiner Thorheiten trägt, sehr geneigt, zu wähnen, es mußte besser seyn, wenn es nur anders wäre, oder wenn er Einmahl nicht so thöricht gehandelt hätte. Ach, er hätte es noch zehn andere Mahle gethan, und wäre, nur auf andere Weise, dennoch nicht glücklich!

Diese trüben Gedanken beschäftigten mich, bis das Concert im Gange war. Dann überwand die Gewalt der Musik, die, wie du weißt, so viel über mich vermag, und es blieb nur eine wehmüthige Grundempfindung in meinem Herzen, wie die Musik sie an sich selbst zu unterhalten geeignet ist, die aber dießmahl durch die Art und den Ideengang der modernen Composition wenigstens bey mir noch ganz vorzüglich erregt und genährt wurde.

Alles, was seit sechs Jahren in Künsten und

Wissenschaften an Vor- oder Rückschritten geschehen ist, ist mir neu. Ich finde in dieser Hinsicht lauter Überraschungen. Aber ich könnte eben nicht sagen, daß sie stets zu den angenehmen gehören. Welchen sonderbaren Character z. B. trägt nicht jetzt die Musik? Unendliche Schwierigkeiten, künstliche Harmonien, grelle Übergänge, und humoristische Absprünge scheinen die Hauptzüge desselben auszumachen. Bald erhebt sich der Gedanke in kühnen Flügen zu den Sternen, bald sinkt er wieder in gähem Wechsel zu muthwilligen Scherzen herab, klagt nun in verzweiflungsvollen Tönen, und schwärmt gleich darauf in wollüstigen Gefühlen, jetzt unendlich verwickelt in schneidenden Dissonanzen, die sich nur langsam und spät in Wohllaut auflösen, jetzt grell unterbrochen von seltsamen Accorden oder Bewegungen, von denen man nicht begreift, wie sie in diesem Augenblicke im Kopf des Compositors entspringen konnten.

Große wunderbare Geister gingen wohl auf dieser Bahn voraus; denn von den armseligen Nachahmern, die ohne inneren Beruf sich in dieselbe wagen, und uns Verworrenheit statt Tiefe, gesuchte Bizarrerie für Humor geben wollen, spreche ich nicht. Ein düsteres Gefühl, eine unendliche Sehnsucht, Verachtung der Gegenwart, und Stre-

ben nach Etwas Unerkanntem, Hohem, schienen sie geleitet zu haben. Oft ertönt in ihrer Seele in einzelnen Klängen die Musik der Sphären, aber schnell übertäubt sie die irdische Wirklichkeit mit Prunk und Schwulst. Melancholisch und finster fliehen sie die einfache Freude, der sich in heiteren Melodien offenbart, und selbst wenn sie einmahl frohen Gesang anstimmen, tönt mitten heraus ein Schrey der — Wehmuth, möchte ich sagen, der dem wunden Gemüthe, das vergebens zu scherzen strebt, von einem übermannenden Gefühl seines Unglücks abgepreßt wird.

Wie ganz anders klangen einst Symphonien und Concerte oder Opernmusik in unsere Seelen, als noch eine lebensfrohe Welt den Klängen freudiger und kräftiger Künstler mit unverbildetem Geschmack und voll Empfänglichkeit für natürliche Schönheiten lauschte! Schmerz und Freude hatten ihr gesondertes Gebieth. Die gemüthlichen Zuhörer nahmen jede dieser Anregungen voll und kräftig auf, sie verlangten nicht nach wunderbar gemischten Eindrücken, und sie bedurften keiner künstlichen Anregungen und überraschender Blitze, um wahr und vollgenügend zu fühlen. So war die Welt, und so die Kunst.

Aber so verschieden auch die jetzige Musik von

jener ist, so hat sie doch, wie ich fühle, auch ihren eigenen Reiz, und übt besonders eine seltsame Gewalt über jene Gemüther, auf die das Schicksal, wie auf mich, gewirkt hat. Sie reißt hin, und stimmt mächtig zum Einklang in ihre düsteren ahnungsvollen Harmonien. Es ist der Geist der Zeit, der aus ihr spricht; es ist der elegische Ton der Weltklage, die, bessere Jahre gedenkend, einem unvermeidlichen oder unvermiedenen Unglück wehrlos, düster, bald knirschend, bald sich in wilden Genüssen übertäubend, entgegen geht.

So erschien mir sowohl die Musik bey dem Pfarrer, als auch mehr andere, die ich hier in der Provinzialstadt, welche ich mir einstweilen zum Wohnsitz erkohr, gehört habe. Man gibt hier alle Wochen Concert im Saale eines öffentlichen Gartens, und führt überhaupt ein sehr geselliges Leben, das für Viele großen Reitz haben könnte. Mir wird es sehr lästig, eben weil man in dem kleinen Raum, wo sich Alles beständig unter den Augen herum geht, auch weit weniger Freyheit hat, sich dem Geräusch zu entziehen.

Das würde mich auch bestimmt haben, in die Hauptstadt zu ziehen, wenn mich nicht auf einer Seite der Gedanke abhielte, daß eine Person dort lebt, der ich auf dieser Erde nicht mehr begegnen

will, und ich andererseits nicht zu gern in der Nähe des guten Oheims verweilte, als des einzigen Wesens, das mir noch durch Bande der Natur angehört.

Ich besuche ihn oft. Ich weiß, daß ihn das freut, und mein Herz erquickt sich an dem Gedanken, einem guten Menschen Etwas zu seyn. Lächle nicht, lieber Herrmann, über den Weichmüthigen, der, aus dem Paradies des häuslichen Glückes für immer ausgeschlossen, sich an dem einzigen, ach wie bald verwelkenden Zweige ergötzt, der aus jenen Auen des Friedens und der Freude in die dürre Wüste seines einzelnen Lebens herüberhängt! Leb wohl!

Vier und dreyßigſter Brief.

Leonore von Fahrnau an die Baroninn von Lehmbach.

Roſenſtein den 12ten Julius 1811.

Mein Leben fließt ſehr einförmig und ſtill dahin, und wenn ich, von Ludwig getrennt und aus ſeinem Herzen geſchloſſen, noch irgend ein Glück genießen könnte, ſo würde es hier in meiner Einſamkeit ſeyn. Das aufgeregte Gemüth fängt an, ſich zu ſtillen. Ich erkenne wohl die ganze Größe meines Verluſtes, aber der Frieden der Natur übt ſeine ſtille Gewalt über mich. Ludwig ſchreibt mir ziemlich fleißig. Seine Briefe ſind herzlich, aber ſie ſind nicht, wie ſie einſt waren. Sie enthalten meiſt nur freundliche Erkundigungen nach uns Allen, Aufträge wegen des Gutes, und einige Neuigkeiten, mitunter auch Klagen über ſeine Lage, und den Verdruß, den man ihm macht. Er iſt nicht

glücklich, das ist sicher. Warum er es nicht ist, mag er mit seinem Bewußtseyn ausmachen. Das Mißbehagen, das ihn unaufhörlich begleitet, spricht sich deutlich in jeder Zeile aus. Auch war es voraus zu sehen. Dennoch, dennoch, Clara, greift mein schwaches Herz, das alle Rückfälle und entflohenen Täuschungen noch nicht gelehrt haben, weise zu seyn, jeden solchen trüben Schatten über Ludwigs Gemüths mit jener ahnenden Hoffnung auf, mit welcher der Landmann bey langer Dürre jedes leichte Wölkchen betrachtet, das am völlig klaren Horizont hinsegelt.

Ich fange an, mich wieder zu beschäftigen, und zwar nicht bloß mit dem, was die Nothwendigkeit von mir heischt. Ich mahle wieder, ich lese, ich unterrichte meine Kinder, und suche so auf jede Art, durch Thätigkeit, Gebeth, und Ergebung mein aufgeregtes Herz zu beschwichtigen.

Am wohlthätigsten wirken aber die Stille, und die Natur auf mich. Ich gehe viel spazieren. Die Saaten reifen jetzt, schon wallen sie golden über die Abhänge herab, das Obst färbt sich nach und nach, die Tannen lassen ihre Nadeln fallen; das Heu liegt duftend auf den Matten, die Jahreszeiten, die Gestirne, die Pflanzen, Alles geht seinen stillen Gang. Alles bleibt unverändert und treu.

Ja Clara! Die Natur ist wahrhaft; sie allein hält an dem ewigen Ankergrunde fest, wenn Alles Andere auf den sturmbewegten Wellen des Lebens unstät treibt!

Die Sonne sinkt den Bergen zu, eine magische Beleuchtung erhellt die Thäler, blauer Duft steigt aus den Hütten auf, sichtbarer wallet der Rauch der Feuereſſen von den Eisenhämmern und Schmieden in die frische Luft empor, ein unendlich stiller Frieden schwebt über der Landschaft, und die Betrachtung dieser Seligkeit, dieser unwandelbaren Sicherheit in den heiligen Gesetzen der Natur, beruhigt auch meine aufgereizte Seele. Blumen und Gräser flüstern freundlich um mich, und das letzte Lüftchen stirbt seufzend in den Zweigen des dunkelnden Waldes. In solchen Momenten erscheint Ludwigs Bild in allem milden Reiz der Wehmuth vor mir. Meine Thränen fließen, aber sie fließen sanft, und mein Herz schlägt ruhiger.

Ach, dieses theure Bild begleitet mich überall, und ich halte es überall mit Freuden fest! Die beyden Gemählde aus Panthea's Geschichte sind nun in Öhl angefangen. Mich zieht die Arbeit zauberisch an, ich versenke mich in diese Tinten, Linien und Formen. Am süßesten ist mir die Beschäftigung

mit Abradates Gestalt. O mit welcher Lust sehe ich die theuren Züge vor mir auf der Leinwand entstehen! Jeder Druck, jeder kleine Schatten, jeder Strich, der eine Ähnlichkeit treffend wiedergibt, erfüllt mein Herz mit einer Freude, die durch die Wehmuth, die sich zu ihr gesellt, noch inniger, und, wenn ich so sagen darf, reiner wird!

Zuweilen versuche ich mich auch an Landschaften. Unsere Berge sind reich an mahlerischen Ansichten. Ich habe schon ziemlich viele Studien, und denke daran, sobald die beyden geschichtlichen Bilder fertig sind, eine Ansicht unseres Schlosses, und der Umgebung von einem Puncte, wo sie sich gar hübsch ausnimmt, nähmlich von dem Hügel hinter dem Pfarrhofe, aufzunehmen, und auszuführen.

Doch eben fällt mir ein, daß ich Dir noch etwas sehr Seltsames zu erzählen habe. Unser Pfarrer feyerte vor Paar einigen Wochen die Hochzeit einer seiner Nichten, eines recht lieben Mädchens, das mich manchmahl besuchte, und durch seinen einfach guten Sinn angezogen hatte. Ich liebe Feyerlichkeiten nie, und Gesellschaften sind mir jetzt wohl noch lästiger, als sonst; dennoch mochte ich es weder dem würdigen Greise, noch der holden Braut abschlagen, wenigstens nach Tische, und Abends bey dem Concert, das der redliche Greis, dem

Ernst und der Würde des Hauses gemäß, statt eines Balls veranstaltete, zu erscheinen. Wie ich in die Laube trete, finde ich nebst andern bekannten Gästen einen Obersten Hankwitz, der sich vor einiger Zeit in diese Gegend gezogen hat, und seinen Neffen, einen jungen Mann von sehr anständigem Äußerlichen. Der Pfarrer nennet uns einander, und der junge Mann ist eben der Julius Tengenbach, dem meine Ältern mich vor Jahren versprochen hatten, und der auf der Universität das fremde schöne Mädchen heirathete.

Ich kann nicht läugnen, daß ich bey Nennung seines Nahmens von einem unangenehmen Gefühl überrascht wurde; doch überwand ich die flüchtige Aufwallung, und da er eben so betroffen schien, suchte ich durch ein gänzliches Nichtbeachten jenes Verhältnisses dem Gespräch eine natürliche Wendung, und uns Allen die gehörige Haltung zu verschaffen. Herr von Tengenbach und sein Oheim gefallen mir recht wohl. Julius ist sehr verändert. Ich hätte ihn nicht mehr erkannt. Der blühende Jüngling ist zum sehr gesetzten Manne geworden; aber es sind nicht bloß die Jahre, wie ich wohl berechnen kann, die diese Züge so tief gegraben, und dem matten blauen Auge einen so düsteren Blick gegeben haben. Er scheint viel gelitten zu haben.

Trübe Erfahrungen sprechen sich im Ausdruck seines Gesichts und in seinen Urtheilen aus. Doch ist durchaus nichts Bitteres darin; vielmehr scheint das rasche Feuer seiner Jugend sich durch Prüfungen geläutert zu haben, und Kenntnisse mancher Art, die er auf weiten Reisen gesammelt, machen seine Unterhaltung belehrend und angenehm.

Seiner Frau wurde nicht erwähnt. Er scheint Witwer zu seyn, und vielleicht hat der Schmerz über diesen Verlust ihn in die weite Welt getrieben. Wenn das so ist, so sey ihm alles verziehen, was er einst gegen mich gefehlt, und Gott möge seinem Herzen Frieden geben! Leb wohl!

Fünf und dreyßigſter Brief.

Mathilde Haller an ihre Schweſter.

Freudenwald den 12ten Julius 1811.

Wo ſoll ich Worte finden, um Dir die Überraſchung, die Seligkeit zu melden, in welche ein Brief, den ich geſtern empfing, mich verſetzte, ein Brief von dem Freunde meiner Jugend, den ich, ſeit ich zu fühlen im Stande bin, allein und ausſchließend geliebt habe, und von dem ich mich auf ewig getrennt glaubte?

Du weißt, welche Unruhe ſich meiner bemächtigt hatte, ſeit Julius in Deutſchland iſt, und Herrmanns alte Neigung ſich wieder geheimnißvoll zu regen ſchien. Dieſe Unruhe währte fort, und die Nachrichten von meiner Mutter vermehrten ſie. Herrmann hatte ſie oft beſucht, ſich nach mir erkundigt, und viel von alten Zeiten geſprochen. Denke Dir nun mein Gefühl, als ich vorgeſtern auf einem

recommandirten Brief seine Hand erkannte. Ich war nicht im Stande, ihn sogleich zu erbrechen. Meine Knie schwankten, ich zitterte so, daß ich mich setzen mußte. Dennoch tobte eine stille Freude durch mein Gemüth, und eine selige Hoffnung flüsterte mir zu, daß er das durch so lange Zeit beobachtete Stillschweigen nicht brechen würde, wenn er mir nichts Angenehmes zu melden hätte.

Ich ergriff endlich das Papier, und öffnete. Seine Schriftzüge, die Worte: Meine theure Mathilde! zauberten auf einmahl das Paradies meiner Jugend mir vor Augen. Herrmanns Bild stand vor mir, ich hörte seine Stimme. Ach Gott! Was enthielt der Brief! Es war der Ausbruch der reinsten Freude und der treuesten Liebe, die durch jahrelange Entfernung nicht geschwächt, und durch das Unglück nur gereinigt worden war. Der edle, unglückliche Julius war von seinen langen Wanderungen endlich in sein Vaterland zurückgekehrt, und sein erster Gedanke ging dahin, das Glück seines Freundes zu gründen. Er ließ sich von Herrmann eine Schilderung seiner Lage machen, und trug ihm eine Ober-Amtmannsstelle auf einem seiner Güter auf eine Art an, die den Werth der Gabe dreyfach erhöht. Von mir, von Herrmanns häuslichen Aussichten war keine Erwähnung. Es soll nicht

ſcheinen, als wolle er für uns ſorgen. Er bittet bloß den Freund, ihm mit der Annahme dieſer Stelle einen weſentlichen Dienſt zu leiſten. Er war es, der eines Beamten bedurfte, und der von dem Freund dieſe Gefälligkeit zu empfangen hatte.

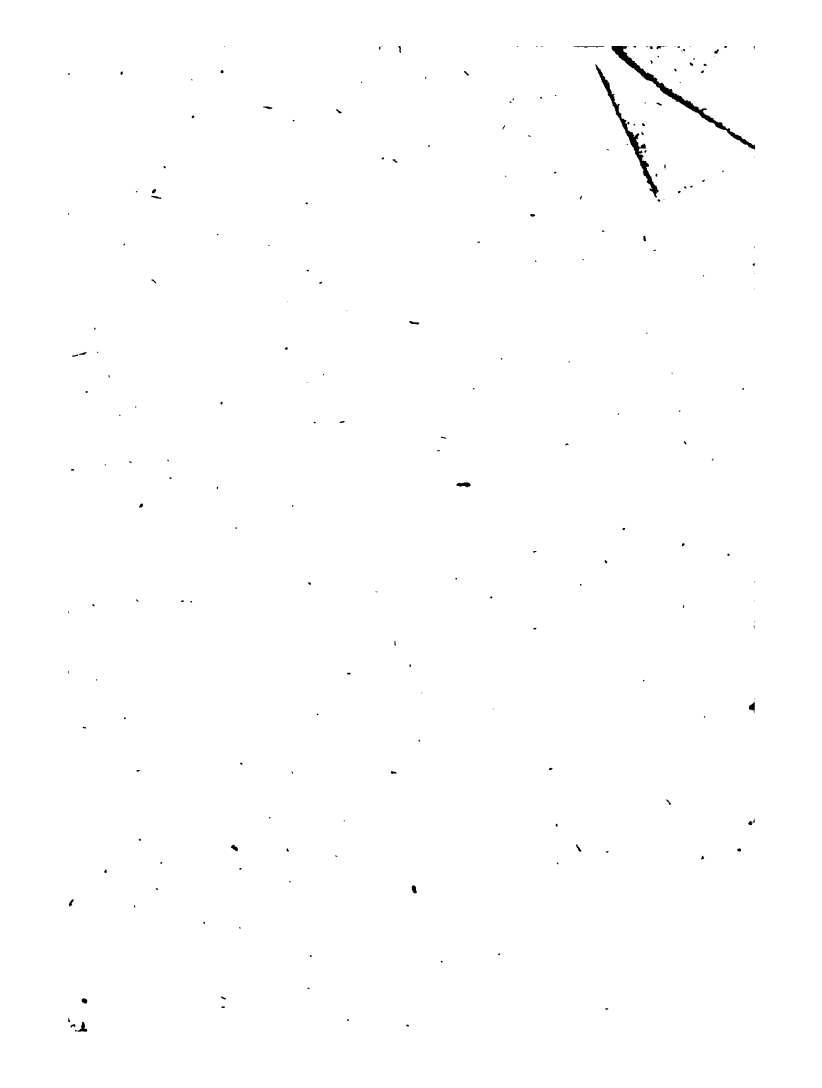
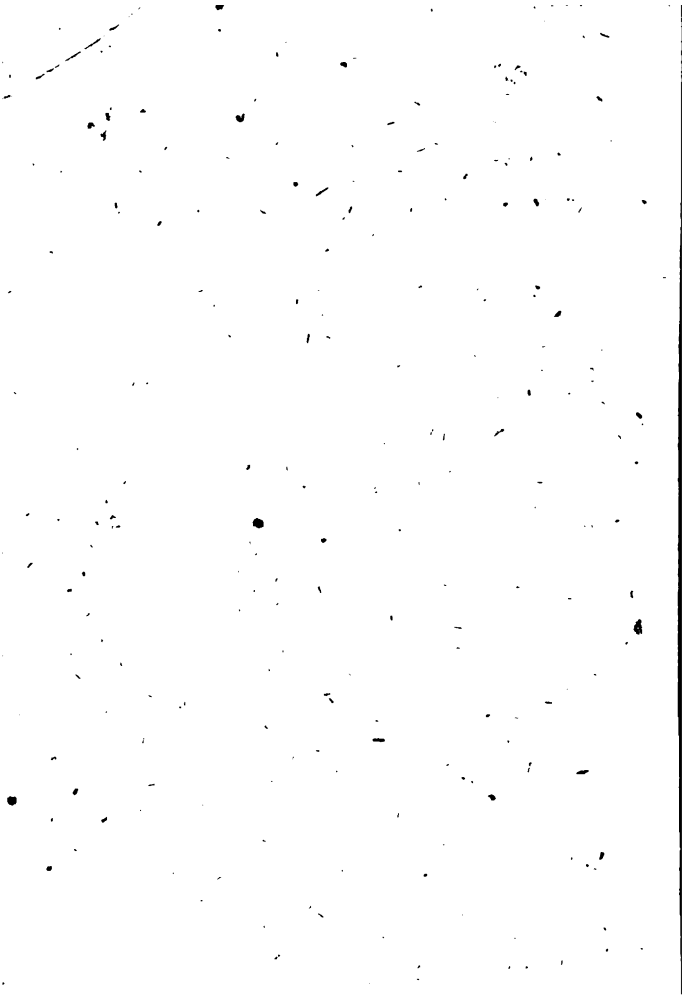
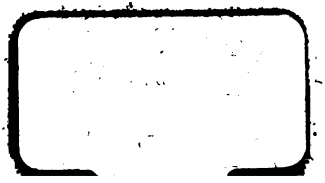
Dieſe Stelle, mit Vortheilen verbunden, wie nimmermehr der Gutsherr, wie nur der Freund ſie anbiethen kann, ſetzt Herrmann in den Stand, auf eine ſorgenfreye Zukunft zu denken. Er erkundigte ſich leiſe bey meinen Verwandten, und both mir dann ſeine Hand, die Theilnahme an einem ſtillen, aber ſehr bequemen Daſeyn. Wir ſollen in Fallowetz wohnen — ach an dem Orte meiner Geburt, wo ich mit Julius und Herrmann ſpielte, und wo die Liebe zu dieſem, ſo wie die Natur, ſich in mir entfaltete und wuchs!

Ich habe ihm heute geantwortet, einen langen Brief, den Thränen der Freude und der Wehmuth benetzten. Ich habe ihm gezeigt, wie treu und innig ich ihn liebe; aber ich habe ihm nicht verſchwiegen, wie meine Jugend ſo ganz verwelkt, und von dem ehemahls blühenden muntern Mathildchen keine Spur mehr vorhanden iſt. Ich will ihn nicht täuſchen. Er ſoll kommen, ehe er ſich unwiderruflich bindet; er ſoll ſelbſt ſehen, ob das Mädchen, das er finden wird, und das Bild, welches aus

früherer Zeit in seiner Brust lebt, noch ein und dasselbe Wesen sind.

Aber wenn er mich dann noch wählt, wenn sein Auge durch den Schleyer dringt, den uns Alter oder Krankheit überwerfen — und wenn es ein Mannsauge kann, — so ist es das meines sanften klaren Jugendfreundes — dann, Schwester, bin ich das glücklichste Wesen auf Erden! Alles, was ich gelitten, verschwindet wie ein Nebelduft vor meinen Blicken, und mein ganzes künftiges Leben sey ein langer inniger Dank gegen den allgütigen Vater, der meine Thränen, meinen geduldigen Schmerz, und Herrmanns Tugend angesehen, und uns durch die Hand der treuesten Freundschaft ein unaussprechliches Glück bereitet hat.

Dieses Glück würde zwar unter allen Verhältnissen jede andere Bedingung äußeren Wohlstandes bey mir überbothen haben; in der Lage aber, in der ich seit zwey Jahren lebe, und noch mehr unter den gegenwärtigen Umständen, erscheint er mir wie eine wahre Rettung. Rosaliens fortgesetztes Verhältniß zu Fahrnau, die höchste Leidenschaftlichkeit, und der, man möchte sagen, frevelhafte Leichtsinn, mit dem sie den Frieden eines achtungswürdigen Hauses ihren unbezähmten Wünschen geopfert haben mir den Aufenthalt bey ihr seit Langem

peinlich gemacht. Zwar konnte ich nur schweigen, da ich zum Reden und zu Vorstellungen weder aufgefordert, noch berechtigt war; aber meine Mienen, ja mein Nichtreden selbst haben ihr oft genug zeigen können, wie ich von dieser Sache denke.

Das mißfällt ihr natürlicher Weise, und die Wirkungen dieses Mißfallens erscheinen dann in einem höchst ungleichen, gespannten Betragen, das bald freundschaftlich, bald kalt, jetzt offen, jetzt zurückhaltend ist. O wie hundertfältig will ich die Stunde segnen, die mich einmahl diesen zahllosen Unannehmlichkeiten entnimmt! Leb wohl!